Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 8 Bremen-Berlin, den 20. Februar 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: „Mußte nicht Christus solches leiden?" Von K. Arper. — Römisches Christentum. VIII. Von D. Dreydorff. — Noch ein Wort zur Frauen-Emanzipation. Von J. von Dorneth. — Der Teufel auf dem Galiläischen Meere. Von Konrad Scipio. — Das Klosterland des Athos, eine Mönchsrepublik. Von G. Schönwald. — Wie die Seele sein soll. Von Bruno Weiß. — Vom Büchertisch.

„Mußte nicht Christus solches leiden?"

Luk. 24, 26.

Die Passionszeit steht vor der Tür. Wieder vertieft sich die christliche Gemeinde in das Leiden Jesu. Sie nimmt nicht mehr den Anstoß daran, den die Jünger nahmen, und von dem das Wort des Petrus Zeugnis gibt: „Herr, schon deiner selbst, das widerfahre dir nur nicht." Uns ist das Kreuz auf Golgatha nicht mehr eine Torheit und ein Ärgernis, wie manchem Griechen und Juden der apostolischen Zeit, vielmehr sind wir Christen heute von der Heilsnotwendigkeit des Leidens und des Todes Jesu überzeugt.

Suchen wir freilich diese Heilsnotwendigkeit des Leidens Christi zu verstehen und die Frage zu beantworten: warum und wozu hat Christus gelitten, so stoßen wir auf Unklarheiten und Auffassungen, die mit dem Evangelium Jesu schwer in Einklang zu bringen sind. Ich denke dabei vor allem an jene Auffassung des Leidens Christi, wonach der sündenreine Jesus durch sein im Tode übernommenes stellvertretendes Strafleiden ein vollkommenes Sühnopfer für die Sünde der ganzen Menschheit bringen, den gerechten Zorn Gottes stillen und dadurch die Zuwendung der sündenvergebenden Gnade Gottes an alle Gläubigen objektiv ermöglichen mußte. Das ist die zum wesentlichsten Teil aus dem Mittelalter herübergenommene altprotestantische Lehre vom Leiden Jesu, eine ausgeklügelte Konstruktion, die noch in weiten Kreisen herrscht, aber mit dem Evangelium Jesu unvereinbar ist. Wo hat Jesus je von Gott geredet als einem zürnenden Herrn, dessen Zorn nur durch den Tod eines Unschuldigen, Reinen zu beschwichtigen ist, wo hat er Gott dargestellt als einen Gläubiger, der nicht eher die Schuld vergibt, als bis sie bezahlt ist? Das wäre ja überhaupt keine Vergebung mehr. Im Gegenteil: Jesus ist nicht müde geworden, uns Gott als den Gnädigen, zur Vergebung allezeit Bereiten vor Augen zu malen, der nur eine Bedingung stellt: aufrichtige Buße. Man denke an die Gleichnisse vom verlorenen Sohn und vom Schalksknecht. Oder man vergegenwärtige sich, wie vielen Mühseligen und Sündenbeschwerten er zugerufen hat: „Gehe hin in Frieden, deine Sünden sind dir vergeben", ohne daß er je die Vergebung abhängig gemacht hätte von der sühnenden Kraft seines nachfolgenden Todes.

So war sein Tod wohl gar unnötig? Unnötig, ja — um Gottes willen. Eine Umstimmung Gottes aus einem Zürnenden zu einem Vergebenden brauchte nicht vorgenommen zu werden; Gottes Stellung zur sündigen Menschheit war vor Jesu Tode ebenso freundlich und gnadenreich, wie nachher. Es ist doch auch ein höchst seltsamer Gedanke, zu meinen: Gott sandte Jesum auf Erden, damit dieser ihm durch seinen Tod die Zuwendung der sündenvergebenden Gnade an die Menschheit ermögliche.

Nein, Christus mußte leiden, nicht um Gottes willen, wohl aber um seiner selbst und um der Menschheit willen.

Im Hebräerbriefe lesen wir, daß Jesus an dem, was er litt, Gehorsam gelernt habe. Das soll natürlich nicht heißen, daß Jesus zuvor ungehorsam gewesen sei, wohl aber, daß sein Gehorsam im Leiden die höchste Probe bestanden habe, daß er im Tode vollendet worden sei. Wie wertvoll ist das für uns! Hätte Jesus nicht durch die Feuerprobe des Leidens hindurchgehen müssen, wie nahe läge uns dann in schweren Zeiten die Ausflucht: er hat es leichter gehabt als wir, Gott treu zu bleiben, sein Gottvertrauen nicht wegzuwerfen. Angesichts seines Kreuzes müssen wir uns aber sagen: ihm ist nichts erspart geblieben, er hat die schwersten Heimsuchungen durchkämpfen müssen, viel schwerere, als uns zu treffen pflegen, darum kann er von uns fordern: Folget mir nach! Und wie Jesu Tod seine Treue bewährt hat, so hat er die Wahrheit seines Evangeliums besiegelt. Mit nimmermüdem Eifer hatte Jesus die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkündigt. Sie hatte vielen lieblich im Ohr geklungen, doch aber nur in wenigen Herzen gehaftet. Vermutlich würde seine Wirksamkeit längst vergessen sein, würde keine Gemeinschaft mehr sich nach ihm nennen und seinen Geist in ihrer Mitte pflegen, wenn er nicht den Opfermut gehabt hätte, in entscheidender Stunde mit seinem Leben für die Wahrheit seiner Verkündigung einzutreten. Mit seinem Tode hat er sich für die Wahrheit seines Evangeliums verbürgt, hat er Glauben an diese Wahrheit geweckt. Sein Leiden und Sterben war scheinbar ein Scheitern, in Wirklichkeit aber eine Sicherstellung seines Lebenswerkes und als solche eine Notwendigkeit; Christus mußte leiden, um uns von der Wahrheit seines Evangeliums zu überzeugen. Seine frohe Botschaft von dem lieben Vater im Himmel, der da will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, war ja so unfaßbar hoch und wundersam, daß die Menschheit schwerlich den Mut gehabt haben würde, daran zu glauben, wenn Jesus sie sterbend nicht sozusagen zum Glauben gezwungen hätte, gezwungen durch die Macht der Überzeugung, die mit dem Leben für den Inhalt der eigenen Verkündigung bürgt und durch die Macht der Liebe, der kein Opfer zu groß und schwer ist, um aus gottentfremdeten gottsuchende, seine Gemeinschaft, sein Leben und seine Seligkeit findende Seelen zu machen. Wer diese Liebe erkennt, die in den Tod gegangen ist, um uns zu Gottes Kindern zu machen, dem tut sie's an, der muß sich ihr ergeben, den gewinnt sie für Gott.

So mußte Christus leiden um unsertwillen, um eine irrende Menschheit, auf die die herrlichsten Worte wenig Eindruck machten, durch seine Hingabe in den Tod zum Glauben an Gottes Gnade und zum Wandel auf seinen Wegen zu führen. So kann er, am Kreuze erblassend, im Vertrauen auf die Macht, die sein Tod auf die Menschenherzen ausüben wird, von seinem Lebenswerke bekennen: es ist vollbracht. K. Arper.

Roms Macht und Ansehen ist in der Abnahme begriffen.

(Römisches Christentum. VIII.)

In Briefen an eine Freundin. Von D. Dreydorff.

10.

Aber nun scheine ich Ihnen doch wieder die Macht Roms zu unterschätzen, und Sie finden es begreiflich, daß sich der katholische Christ der Verheißung getröstet, die, wenn sie auch nicht von Jesus stammt, uralt ist: „die Pforten der Hölle sollen dich nicht überwältigen". (Matth. 16, 18.) Hierauf habe ich zu erwidern, daß die vielgerühmte Verheißung der „christlichen Gemeinde" gilt, und nicht einer noch nicht existierenden Kirche. Wäre sie aber auf die römische zu beziehen, so würde ich mit einem gelehrten Kirchenhistoriker sagen: „Wohl, die höllischen Mächte werden Rom nicht überwältigen, aber die Hochflut der Freiheit und der höheren religiösen Bildung werden es tun." — Übrigens gestehe ich zu: meine Weissagung ist die eines halsstarrigen, frommen Optimisten, der als solcher nicht glauben kann, daß irgend eine Macht im stande sei, die Menschheit in ihrer fortschreitenden Entwicklung aufzuhalten, geschweige, die freigewordene aufs neue zu knechten, und sie gründet sich, was Rom betrifft, auf die seitherige Erfahrung. Denn tatsächlich ist dessen Macht und Bedeutung schon längst im Abnehmen begriffen, mehr Schein als Wirklichkeit, und große Unterschiede zwischen dem mittelalterlichen und heutigen Rom sind handgreiflich. Es erhebt wohl noch dieselben Ansprüche wie ehedem, aber es kann nicht mehr alle durchsetzen. Es verflucht noch die Ketzer und Schismatiker aber sie werden nicht mehr verbrannt. Es verbietet noch die Mischehen, aber sie werden immer häufiger geschlossen. Es protestiert noch gegen das einige Italien, aber Italien gedeiht weiter und legt mehr Wert auf seine Zugehörigkeit zum Dreibund, als auf den Segen des heiligen Vaters. Von seinen stärksten Waffen gegen die Rebellen, vom Bann und Interdikt, macht Rom keinen Gebrauch mehr, weil es weiß, daß sich damit nichts mehr ausrichten läßt. Es setzt die ihm mißfälligen Bücher auf den Index der verbotenen, aber sie werden am fleißigsten gelesen, also daß sich die Autoren und ihre Verleger keine bessere Reklame wünschen können, als die zwei Worte: „kirchlich verboten". Es gibt kein katholisches Land und keine größere katholische Stadt mehr ohne evangelische Kirche und neben den Denkmälern der Heiligen und Päpste stehen, selbst in Rom, solche von den Gegnern: von einem Savonarola, Giordano Bruno, Viktor Emanuel, Garibaldi. Das sind Veränderungen, bei denen es, allen Katholikentagen und päpstlichen Bullen zum Trotz, ebenso gewiß bleiben wird, wie bei der Säkularisation der weiland geistlichen Herrschaften in Deutschland. Oder denkt noch jemand daran, die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier zu rehabilitieren? Nein! Oder fällt es dem Papst ein, das an Frankreich verlorene Avignon zurückzufordern? Nein! Nur um den Verlust des Kirchenstaates wird noch geschrieen, und das wird mit der Zeit auch aufhören.

Anders steht es um den moralischen Einfluß der römischen Kirche in der Gegenwart. Der Papst hat jedenfalls an Ansehen gewonnen, seitdem er ein Souverän ohne Land ist, nicht mehr blutige Kriege führt, wie so viele seiner Vorgänger, nicht mehr Todesurteile unterschreibt, nicht mehr seine Unterthanen mit der Steuerschraube auspreßt, sondern friedlich von dem Peterspfennig der Gläubigen und von der Lüge lebt, daß er ein „armer Gefangener" sei. Indessen die Zahl der ihm anhänglichen und wahrhaft gläubigen „Schafe" hat sich doch sehr vermindert, während die der „Böcke" überall und meist in katholischen Ländern augenscheinlich zunimmt. Was will's bedeuten, daß ein paar gekrönte Häupter dem Tiaraträger ihre Aufwartung machen und ein paar tausend Pilger um seinen Segen bitten, wenn ihn gleichzeitig Hunderttausende verlassen und Millionen sich aller kirchlichen Beeinflussung entziehen?

Sie fragen, ob das geschehe? Ja; man kann von der „Los von Rom"-Bewegung gänzlich absehen, um dies zu erhärten: Wie es auf evangelischer Seite solche gibt, die sich nur wenig von den Katholiken unterscheiden, so gibt es unter diesen — und ihre Zahl ist sehr viel größer — andere, die nach ihrer Gesinnung zu den Protestanten gehören und die im Kulturkampf, wie eben in Frankreich, auf seiten des Staates stehen. So mancher gebildete Katholik würde es für eine Beleidigung halten, wenn man ihn fragte, ob er an die Unfehlbarkeit des Papstes, an die Wunder des heiligen Rockes in Trier, an die Kraft des Ablasses und dergleichen mehr glaube. Gewiß entspricht die christliche Religion in den Formen des römischen Katholizismus, gerade wegen seiner heidnischen Zutaten, immer noch der Mehrzahl ihrer Bekenner. Aber diese Zahl wird in demselben Maße geringer, wie Wissen und Bildung überall, und auch in den unteren Volksschichten, zunehmen, und — ich wiederhole noch: hört einmal der Glaube an die Wunder auf, so hört auch der Glaube an die römische Kirche auf und mit ihrer Herrschaft ist es zu Ende.

„Was aber dann?" fragen Sie und meinen, wenn ich Sie recht verstehe, wie sich nach dem Untergang der römischen Kirche das kirchlich-religiöse Leben gestalten werde. Denn daß mit Rom die Welt untergehe, werden Sie nicht befürchten. Was aber jenes betrifft, so läßt sich, meines Erachtens, nur eines mit Sicherheit voraussagen: Keine andere Kirche wird an die Stelle der römischen treten, um das Wort von der Einen Herde, besser als sie, zu erfüllen. Und im Interesse des Staates ist solches auch gar nicht zu wünschen. So wie sie sind, in ihrer Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, leisten ihnen die einzelnen kirchlichen Gemeinschaften der evangelischen Christenheit in vieler Hinsicht, und namentlich gegen Rom, gute Dienste; eine einzige evangelische Kirche aber, wenn an ihrer Spitze auch kein Papst, sondern eine ökumenische Synode oder ein preußischer Oberkirchenrat stände, könnte ihm leicht ebenso hinderlich werden, wie es die römische seit Jahrhundeten ist. Aber dazu, wie gesagt, kommt's nun und nimmer. Mit der Reformation fing ein Prozeß an, ein Zersetzungsprozeß, der zur allmähligen Beseitigung nicht nur der römischen, sondern jeder Kirche führen muß. Ich habe diese Behauptung an anderem Ort eingehend begründet. Hier nur ganz kurz. Jede Kirche hat zu ihrer Voraussetzung eine übernatürliche Offenbarung, deren Hüterin zu sein sie für ihre Aufgabe hält. Daß nun die eine Kirche diese Offenbarung in der Bibel, die andere in der Tradition, in Bekenntnisschriften, oder in Aussprüchen des unfehlbaren Papstes sucht, das ist von geringer Bedeutung gegenüber dem, worin alle untereinander übereinstimmen: „Es gibt ein geoffenbartes Gotteswort, das diejenigen, die zur Kirche gehören wollen, als solches anerkennen müssen. An Menschenworten kann man Kritik üben, an Gottes Wort nicht. Wer es tut, ist ein Gottloser." Sie ahnen die Konsequenz? Ja, auch die evangelische Kirche kann nicht, wenn schon weitherziger als die katholische, tolerant gegen die Andersgläubigen sein, ohne ihren Bestand zu gefährden, und so sind denn auch die Stifter der neuen kirchlichen Gemeinschaften nie tolerant gewesen, Luther nicht einmal gegen Zwingli. Die von der Reformation zum Prinzip erhobene Gewissensfreiheit aber duldet keine Beschränkung, und deshalb läßt sich, beiläufig bemerkt, das vielverlästerte Wort der deutschen Sozialdemokratie: „die Religion ist Privatsache", auf protestantischem

Standpunkt nicht ernsthaft bestreiten. Ja, sie ist tatsächlich die privateste Angelegenheit, die es gibt.

Der Auflösungsprozeß der Kirche vollzieht sich, aus mancherlei Ursachen, langsam, aber er macht, wie das Entstehen immer neuer Sekten beweist, raschere Fortschritte, als alle Einigungs- und Konvertierungsversuche. Was die letzteren betrifft, so ist die davon gehegte Hoffnung der einen ebenso trügerisch wie die der andern. Ob hier mehr Katholiken protestantisch, dort mehr Protestanten katholisch werden, ist von geringer Bedeutung; am Stärkeverhältnis der Parteien, wie sie seit Jahrhunderten einander gegenüberstehen, wird dadurch vorerst nichts geändert. Zu Übertritten en masse aber kommt's nicht, weil sich die Völker für den Streit der Theologen um ihre Unterscheidungslehren nicht mehr zu erwärmen vermögen, und ihnen das Dogma, als solches, nicht mehr als Hekuba ist. Die römische Kirche mag noch so laut verkündigen lassen, daß man nur in ihr selig werden könne: kein evangelischer Christ wird davon erschreckt und ihre eigenen Angehörigen, die gebildeten Katholiken, glauben es ihr nicht mehr. Sie verkehren friedlich und freundlich mit den Andersgläubigen und die Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses ist ihnen kein Hindernis mehr, mit den vom Papst verfluchten Ketzern in die innigste Lebensgemeinschaft zu treten. —

Noch ein Wort zur Frauen-Emanzipation.

Wir haben im 19. Jahrhundert in ungeahntem Maße die Naturkräfte in unseren Dienst zu ziehen gelernt. Es genügt an die immer ausgedehntere Verwendung der Dampfkraft und der Elektrizität zu erinnern. Vom mittleren und westlichen Europa läßt sich wohl schon ohne Übertreibung sagen, daß nur in einzelnen, vom Weltverkehr noch ganz abgeschiedenen Orten keine Art von Dampfmaschinen gefunden werden möchte. Die größeren Städte sind fast alle von Fabrikschloten überragt und gleichzeitig ist durch Gas- und Elektrizitätswerke für bequeme Heizung und Erleuchtung der Privathäuser wie der öffentlichen Bauten gesorgt. Die dadurch bewirkten Wandlungen im öffentlichen Verkehr sind mehr und mehr auch ins Familienleben gedrungen, und wollten wir den Charakter der bürgerlichen Häuslichkeiten aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts mit denen des 16. oder 15. vergleichen, wir fänden keinen solchen Unterschied wie zwischen denen von heute und denen vor 75 bis 100 Jahren. —

Es ist nun kein Zweifel, daß durch die Einführung des Maschinenbetriebes Industrie und Handel sich außerordentlich gehoben haben, die allgemeine Wohlhabenheit und das allgemeine Wohlleben sehr gestiegen und auch die niedrigeren Klassen zu einem weit gehobeneren Dasein gelangt sind. Dagegen hat der Maschinenbetrieb seine feindliche Kehrseite der speziellen Frauenarbeit zugekehrt, die, in aller Bescheidenheit geübt, doch seither eine Hauptbasis der wirtschaftlichen Wohlhabenheit bildete. Hier wurde eine Wandlung geschaffen, die wiederum in sich die Triebkräfte zu neuen, gewaltigen Umwälzungen aufnahm. Wir haben es jetzt mit der Frauen-Emanzipation zu tun. Zu welchen Folgen diese indes noch für beide Geschlechter führen wird, das wird erst im Verlaufe des 20. Jahrhunderts klar werden.

Die Frauen-Emanzipation! — Wie viel ist schon über sie gesprochen, wie viel geschrieben worden! Da sie sich aber noch im Werdegang befindet, fordert sie auch immer noch zu neuen Urteilen heraus. Von den einen wird sie verspottet, von den andern mit Grauen verworfen; nur wenige sind es, die ihr eine warme Sympathie entgegenbringen; gewiß ist aber, daß sie einer Notwendigkeit entsprungen ist. Denn die tausende und abertausende von Fabriken, aus welchen die Industrie jetzt ihre Artikel bezieht, um sie wieder mit Hilfe des Dampfes nach allen Weltteilen zu verschicken und dafür ungeheure Reichtümer heimzubringen, sie sind dem weiblichen Geschlecht zum Fluch geworden, dessen es sich jetzt mühsam zu erwehren hat. Dies gilt namentlich von den Frauen der höheren Stände. Über diese ist die schlimmste Not, die Arbeitsnot hereingebrochen, und wollen sie eine würdige Existenz behaupten, so sind sie gezwungen, nach Einbuße der bisher bebauten Arbeitsfelder sich neue zu gewinnen.

Um dies richtig zu würdigen, darf nicht vergessen werden, daß früher alles in den Händen der Frauen lag, was in den Häusern durch Stricken, Nähen, Waschen, Kochen usw. beschafft werden mußte. Da gab es immer genug zu tun. In den vornehmen Häusern war schon der Spinnrocken in die Ecke gestellt, als die Hausfrau doch mit ihren Töchtern und Mägden noch die Nadeln eifrig rühren mußte. Was war da nicht alles zu stricken! Strümpfe, Socken, Schals, Unterjacken, Röcke, Handschuhe, Mützen, Tücher, Decken usw. usw. Und gar die Nähnadel, was hatte die alles zu leisten! Wem fällt es jetzt noch ein, an einem Herrenhemde ein paar Dutzend Brustfalten mit der Nähnadel zu steppen? oder ein elegantes Damenkleid mit allen Besätzen und Zwischensätzen ohne Nähmaschine anzufertigen? Die Fabriken haben mit ihrer Billigkeit und raschen Lieferung so viel der früheren Frauenarbeit an sich gerissen, daß man wiederholt zu hören bekommt, es lohne sich nicht mehr, dieses und jenes noch selber im Hause anzufertigen. Deshalb sind so viele unserer heutigen jungen Mädchen in feinen und feinsten, augenschmerzenden Stickereien bewandert, ein Faltenhemd wüßten sie aber nicht mehr zu nähen, einen Strumpf nicht mehr ordentlich zu stricken.

Dasselbe gilt für die Küche. Ehe es Handlungen für Frucht- und Gemüse-Konserven gab, mußte die Hausfrau alle die feinen Gemüse und Früchte selber für den Winter einmachen. Auf dem Lande wurde auch unter der Aufsicht der Hausfrau die Hausseife gekocht und der zum täglichen Gebrauch erforderliche Vorrat an Talglichten gezogen. Das gab immer genug zu arbeiten, und eine töchterreiche Mutter brauchte sich nicht darum zu sorgen, daß ihre weibliche Jugend die Zeit mit schlechten Romanen totschlagen möchte. Blieb aber eine ledige Tochter als Waise zurück, so gab es immer ein Verwandtenhaus, das gern noch eine fleißige alte Jungfer aufnahm.

Das ist nun alles anders geworden, seit die Fabriken zum Ersatz der weiblichen Handarbeit wie Pilze aufgeschossen sind. Dazu gesellt sich der Umstand, daß in den Klassen der Beamten und Gelehrten das Heraufrücken zu höheren Stellungen und damit zur Möglichkeit, eine eigene Familie zu gründen, sehr erschwert worden ist, seitdem infolge der Ausbreitung der guten und billigen Schulen der Andrang zum Wettlauf um alle, ein höheres Wissen erforderlichen Aemter so sehr gewachsen ist.

So hat denn die Neuzeit ihre bösesten Angriffe gegen die Frauen gerichtet. Mit der Not ist aber auch ihr Mut gestiegen, von den seither alleinigen Herren und Regierern der Erde einen Anteil an derselben zu verlangen, bis die Gerechtigkeit einzelner hervorragender Männer die Stimme für sie erheben und ihnen auf die neuen Bahnen zu helfen begonnen hat.

Jetzt treffen wir weibliche Arbeiterinnen nicht nur in den öffentlichen Anstalten als Krankenpflegerinnen, Lehrerinnen, Erzieherinnen wirkend, welche Berufe, als den Anlagen und Neigungen des Weibes zumeist entsprechend, sie immer, vor allen andern befriedigen werden, ist ihnen nicht bestimmt, im eigenen Hause zu walten. Wir finden auch weibliche Angestellte auf der Post, bei den Telegraphen, den Telephonen, in den Druckereien usw. Andere haben sich mit solchem Eifer den wissenschaftlichen Studien ergeben, daß wir auch schon weibliche Doktoren und Professoren der Mathematik, der Chemie, der Medizin, des Rechts usw. aufzählen können. Mit der Erweiterung der Arbeitsrechte hat die Frau im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch auch eine Erweiterung ihrer bürgerlichen Rechte erhalten und die Aussicht auf Zuweisung noch anderer. Hiernach gilt es, fortan in den Bestrebungen um neue Wirkungskreise das rechte

Maß zu bewahren und damit die rechte Stellung in der menschlichen Gesellschaft.

Es gibt Frauen von außerordentlicher Körperkraft, die jedem Kriegsdienst gewachsen wären; ein ganzes Regiment von weiblichen Freiwilligen ließe sich aber schwerlich jemals bilden.

Ebenso gibt es Frauen von außerordentlichem Intellekt, welche die volle Gelegenheit zur Absolvierung der akademischen Studien beanspruchen dürfen. Die durchschnittliche Ausbildung der Frauen aber der der Männer gleichstellen wollen, ist eine völlige Verkennung der von der Natur gezogenen Grenzen und kann nur zu einer krankhaften Verbildung führen. Was das Weib mit seinen Kräften zu leisten vermag, ist nicht geringer, als die Leistungen des Mannes, es ist aber anderer Art. Die Wesenheit des Weibes beruht im Gemüt; im Gemüt wurzelt seine Kraft, sein Glauben, sein Lieben, sein Hoffen, sein Wirken. Die Bedeutung seines Schaffens liegt hauptsächlich in der selbstlosen Hingabe, in der Sorge um das Wohl anderer, in der Hilfe bei Not und Krankheit. Dies gewährt ihm die sittliche Hoheit, welche selbst dem Rohesten Achtung einflößt. Diese sittliche Hoheit hat aber ihren edelsten und festesten Halt im Christentum, welches auch zuerst den Frauen die Würde zusprach, die noch keine andere Religion ihnen gewährt hatte. Darum tritt auch gerade in unserer heutigen Zeit an unsere Frauen die Aufgabe heran, sei es in freiem Bemühen, sei es in öffentlichem Dienst, das humanisierende Christentum in den Häusern wie in den Gemeinden nicht verwahrlosen zu lassen. Damit ist nicht das Christentum nach Menschensatzungen und im Streit um Menschensatzungen gemeint, wohl aber das Christentum, das in Christo den von Gottes Geist wahrhaft durchdrungenen Menschensohn erkennt, als „den Weg, die Wahrheit und das Leben", als den rechten Lehrer, wie wir das Reich Gottes schon auf Erden zu gründen vermögen.

In Anbetracht dieser hohen Aufgabe ist es auch zu befürworten, daß den Frauen in den kirchlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde wie in der Armenpflege und bezüglich der Schuleinrichtungen das Recht des Mitratens und Mitstimmens erteilt werde. Andererseits ist davor zu warnen, daß in den so anerkennenswerten Vereinen zur Förderung der weiblichen Bildung nicht ein falscher Ehrgeiz zur Herrschaft gelange. Ein solcher dünkt uns in dem Bemühen hervorzutreten, der weiblichen Jugend in jeder Hinsicht die Geistesarbeit des Mannes zu erschließen, wie es z. B. in Hannover in den Vorträgen über die Philosophie eines Nietzsche geschehen ist. Und zwar in ganzen Cyklen mit Anschluß noch besonderer Übungsstunden.

Was soll damit erlangt werden? Die Philosophie bedarf bei ruhigen, hingebenden Studien vor allem ein tiefes, umfassendes Wissen und einen spekulativen, scharf und logisch denkenden Kopf. Darum gibt es in unserer heutigen Zeit des steten Kampfes ums Dasein, des aufgeregten Hastens um den materiellen Gewinn, so wenige Philosophen. Das hat Nietzsche zu einer Bedeutung verholfen, die er sonst nie erreicht hätte. Denn seine Philosophie ist nichts anderes, als die Vertretung des krassen Egoismus bis zum Haß gegen das Christentum, als der Religion der Selbstverleugnung, welche nach Nietzsche jede Entwicklung der gesunden Individuen zu Kraftmenschen verhindert und die allein zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes Würdigen in asketischer Schwärmerei sich zur Erhaltung der Kümmerlichen, des Daseins Unwürdigen, opfern läßt. Auch in Frauenkreisen — und Nietzsche ist doch ein Verächter der Frauen und denkt nicht an ihre Emanzipation — scheint die Nietzscheverehrung etwas von einem epidemischen Charakter annehmen zu wollen, was darauf schließen ließe, daß auch sie, gleich andern geistigen wie leiblichen Epidemieen, nach dem Volksmund ihre Zeit werde haben müssen. Nach ihrem Charakter ist für sie keine lange Dauer anzunehmen, immerhin ist mit den von ihr drohenden Gefahren zu rechnen.

Gegenüber dem Nietzsche-Ideal kann die christlich gebildete Frau nur als Zerrbild des von der Natur gewollten Zuchtwahlweibes gelten. Sollen unsere jungen Mädchen für diese Auffassung gewonnen werden? Kann dies zu etwas anderem, als zu einer Verwirrung der Köpfe, zu einer Verarmung der Herzen, zu einer Verrohung der Sitten führen?

Wir haben allen Grund, uns der Siege zu erfreuen, welche die Frauen seither im Kampf um eine geachtete selbstständige Stellung errungen haben; je weiter sie aber auf der Bahn zu einer öffentlichen Gleichstellung mit dem Mann nach Rechten und Gesetzen vordringen, desto lebhafter ist zu wünschen, daß sie in ihren Emanzipationsbestrebungen nie so weit kommen, um ganz den Charakter abstreifen zu wollen, den ihnen der Schöpfer geistig und leiblich aufgeprägt hat.

Wie bei dem Manne ist es bei dem Weibe der vornehmste Zweck des Daseins, die ihm verliehenen Anlagen und Kräfte zur möglichsten Vollkommenheit des Menschenideals auszubilden. Damit dient es auch der anderen Verpflichtung, einst in Verbindung mit dem Gatten den elterlichen Aufgaben gewissenhaft gerecht zu werden. Nur mögen unsere Frauen in jeder Stellung und in jeder Lage des Lebens dessen eingedenk bleiben, daß das Weib im selbstlosen Dienst zum Wohl der Mitmenschen immer den größesten Einfluß und die vornehmste Herrschaft üben wird.

J. von Dorneth.

Der Teufel auf dem Galiläischen Meere.

„Katechetische Zeitschrift, Organ für den gesamten evangelischen Religionsunterricht in Kirche und Schule, in Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern und unter besonderer Mitwirkung von Rektor Dr. Spanuth und Rektor Otto Zuck herausgegeben von August Spanuth, Pastor in Schulenburg (Hannover)." Siebenter Jahrgang, 1. Heft, Stuttgart, 1904. Als Gratisexemplar zum Zweck der Verbreitung zugesendet.

Darin: „Katechetischer Entwurf über Matth. 8, 23—27, die Stillung des Sturmes", von Otto Hardeland, Pastor in Zittau, auf Seite 23—26.

Daraus: Seite 23. „II. Thema: Sturm und Stille.

1) Sturm und Stille auf dem Galiläischen Meere. Erzählung a. des Sturmes, b. der Stille. Dabei besonders hervorzuheben: Müdigkeit des Herrn, der in allen Stücken uns, seinen schwachen Brüdern, gleich geworden. — Entstehen des Sturmes, wahrscheinlich durch den Satan erregt, der sein Reich im Lande der Gergesener bedroht sieht."

Also wörtlich der evangelische Herr Pastor Hardeland.

Der hannoversche Herausgeber besinnt sich vielleicht, daß der konfessionell lutherisch unanfechtbare Uhlhorn in einem sozialen Vortrag darauf hinwies, wie durch den Protestantismus der Glaube an dämonische Mächte im Naturleben zerstört sei, und sagte: „Die Dampfmaschine hat etwas vom Protestantismus an sich."

Unverständlich bleibt nur, wie Herr Hardeland in II, 2 „Sturm und Stille auf dem Meere der Völkerwelt" bei den tobenden Wellen auf „Umsturzleute, Rom" hinweisen kann. Vor vier Jahren mußte ich an dieser Stelle auf Glaube und Liebe des römischen Priesters Schilo in Eltville zu sprechen kommen, welcher u. a. ausführte, daß das römische Priestertum die Friedhöfe weihe, um durch diese Segnung „die Herrschaft der bösen Geister über diese Orte zurückzudrängen," „damit sie an diesen geweihten Orten den Menschen nicht schaden können". Vor dem Salz, daß der Priester auf den Friedhof streut, soll „jede Erscheinung und Bosheit oder Verschlagenheit teuflischer List, und jeder unreine Geist fliehen". Es war doch etwas protestantischer Pharisäerhochmut dabei, als ich mich dieserhalb mit Herrn Schilo auseinandersetzen mußte, und ich dachte: bis zu solchem Teufelswahn bringen es in unserm Lager die scholastischen Heißsporne doch nicht. Herr Hardeland hat mich bescheiden gemacht. Und das soll außerdem noch der Ertrag wissen-

schaftlicher Exegese sein? Wo in aller Welt findet Herr Hardeland den Mut, in die so tiefe und sinnvolle Perikope seine satanischen Herrschaftsgelüste hinein zu tragen?

Den römischen Priester Schilo bitte ich nachträglich um Entschuldigung, daß ich mit protestantisch-theoretischer Weltanschauung seinen naturalistischen Animismus abgeführt habe. Ich werde ihn künftig in Ruhe lassen, bis vor unserer eigenen Türe ausgefegt ist.

Das aber erkläre ich, nicht aus „Opposition" sondern aus dem Zorne protestantischen Gottesglaubens, der an solchem „Geisterglauben" Anstoß nimmt: wenn mein Kind aus der Schule käme und berichtete, daß nach der Lehre seines Katecheten der Satan den Sturm auf dem See Genezareth, während dessen Jesus schlief, veranlaßt habe — am selben Tage, und wäre es mitten im Semester, meldete ich mein Kind aus der Schule ab!

Stettin. Konrad Scipio.

Das Klosterland des Athos, eine Mönchsrepublik.

Eine noch größere Rolle als auf dem Boden des römischen Katholizismus spielt das Mönchtum in der griechischen Kirche, ist doch das beschauliche Klosterleben der Eigenart östlicher und südlicher Völker mit ihrem Hang zu träumendem Nichtstun mehr entsprechend als dem gesundtätigen Wesen des West- und Nordländers. Einen interessanten Blick in eins der bedeutendsten Klöster der östlichen Christenheit läßt uns ein kleines Buch tun, das in vorigem Jahre unter dem Titel „das Klosterland des Athos von Alfred Schmidtke" bei Hinrichs in Leipzig (Preis geh. *M.* 2.20) erschienen ist. Der Verfasser berichtet uns darin seine während eines siebenmonatlichen Aufenthalts zum Zweck handschriftlicher Studien in den Athosklöstern gemachten Beobachtungen und Erfahrungen. Wir suchen das wesentlichste davon den Lesern des Protestantenblattes zu vermitteln.

Der „heilige Athosberg" liegt bekanntlich auf der östlichsten der drei Landzungen der Chalkidischen Halbinsel im Ägäischen Meer und bildet ein 50 Kilometer langes und 5 bis 10 Kilometer breites durch eine niedere Erdzunge mit dem Festland verbundnes Bergmassiv, das in seinem höchsten Punkt bis zu beinahe 2000 Meter Meereshöhe ansteigt. Das gesamte Gebiet umfaßt 20 große Klöster, 11 Dörfer, gegen 300 Kalliotenhäuser und etwa 150 Einsiedeleien. Jede der der griechischen Kirche angehörenden Nationen besitzt von diesen Klöstern eines oder mehrere, die alljährlich von Pilgern aus Rußland, Serbien, Bulgarien, Griechenland, Kleinasien besucht werden. Die Gesamtzahl der Mönche und Einsiedler beläuft sich auf etwa 10 000, von denen 4000 auf die Griechen, etliche Hundert auf die Rumänen und die übrigen auf die Russen und Bulgaren entfallen. Die Verfassung des ganzen Klosterlandes ist eine republikanische. Ihr Regierungskörper ist die „heilige Gemeinschaft", die sich aus 20 Abgeordneten, je einem aus jedem Kloster, zusammensetzt. Dieses Parlament sorgt für Ordnung und Sicherheit im Lande, ist Berufungsinstanz für Streitigkeiten zwischen den Klöstern, bestellt die Vertreter des heiligen Berges bei dem Pascha von Saloniki und dem Patriarchen und erhebt den jährlich an die Pforte zu entrichtenden Tribut von 16 000 Franken von den Klöstern als Kopfsteuer.

Die Klosterordnung ist keineswegs im ganzen Gebiet dieselbe, die verschiedensten Typen asketischer Lebensführung gehen vielmehr friedlich nebeneinander her. Man unterscheidet geschlossene Klöster (Kinobien) mit gemeinsamem asketisch-strengem Leben, Idiorrythmen, d. h. Abteien, deren Insassen ein „Leben nach eigener Weise" innerhalb gewisser Grenzen gestattet ist, ferner Kallioten, einzelne mönchische Bewohner kleiner, dem Großkloster abgepachteter Landhäuschen mit Garten und Ackerstück und endlich Eremiten, die Vertreter strengster asketischer Observanz, welche einsam in verborgener Felsgrotte am Bergkegel oder in elenden Robinsonhüttchen sich vergraben. Schließlich leben noch einige Gemeinden von Mönchen in den 11 Skitendörfern, in denen die Künstler und Handwerker des Athos unter einem besonderen Aufsichtsrat ein strenges aber tätiges Dasein führen.

Die Bewohner der Kinobien (von den eigentlichen Klöstern befolgen 11 das System des gemeinsamen Lebens, 9 das der eignen Weise) verzichten gleich den Skiten nach altheiligem Brauch völlig auf den Genuß von Fleisch. Die das halbe Jahr umspannenden Fasten werden peinlichst gehalten. Beim kärglichen Mahle kommen erbauliche und asketische Schriften von einer Kanzel herab zur Verlesung. Der Gottesdienst beansprucht täglich annähernd 9 Stunden, von denen 5 zwischen Mitternacht und der Morgenliturgie liegen. Dazu kommen jährlich etwa 50 die Feste einleitende Gebetsnächte, durch welche der Aufenthalt in der Kirche an einem Tage bis zu 16 Stunden erhöht wird. Nur die Wirtschaftsarbeiten fallen den Mönchen zu, andere Beschäftigungen finden keine Pflege. Die Kinobien des Athos bemühen sich, das ganze Leben als beständigen Gottesdienst in engstem Sinne darzustellen und lehnen alles ab, was die Feierstimmung der Seele irgendwie beeinträchtigen könnte. Wer bei ihnen eintritt, läßt alles irdische Hoffen hinter sich.

Bei den Idiorrythmen, zu denen besonders die Klöster griechischer Nationalität gehören, ist das abstumpfende Kasernenreglement gesprengt, die Forderungen des Kultus und der Fasten sind ermäßigt, z. B. das absolute Fleischverbot aufgehoben, und was besonders zu beachten ist, das Leben wird bereichert durch sittliche Aufgaben, die dem älteren Mönch durch Erziehung der in seinen Haushalt aufgenommenen Novizen erwächst.

Die Kallioten, in etwa 300 Häusern zu Dritt beisammen lebende Mönche, die sich aus weltmüden Matrosen, Kleinbauern, Tagelöhnern und Handwerkern, zuweilen auch aus gedienten Soldaten zusammensetzen, legen hier im Athos ihre kleinen Ersparnisse an und verbringen friedlich ihre Lebenstage, nicht allzusehr mit Askese und Gottesdienst sich befassend, mitunter auch mit gemehrtem Besitz die „Welt" wieder aufsuchend. Sie nehmen meist nur an den feiertäglichen Liturgien und Nachtwachen der nächstgelegnen Abtei teil.

Der strengste Bewahrer uralter Mönchssitte ist der Eremit. Sein Leben vergeht unter härtester Kasteiung und anhaltendem Gebet. Bei dunkler Nacht schleichen diese Selbstpeiniger zur nächsten Quelle, wo mitleidige Klosterinsassen oder Kallioten die notwendigste Nahrung für sie niedergelegt haben. Die meisten von ihnen sind scheu wie die Tiere des Waldes und meiden geflissentlich jeden Verkehr. Einige stehen in einem hohen Ruhm von Heiligkeit und werden von den Klostermönchen gern als Beichtväter aufgesucht.

Die Bewohner der Skitendörfer endlich zeichnen sich durch strenge Zucht und gesunde Beschäftigung aus. Eigenbesitz ist ihnen verboten. Ihre Hauptarbeit besteht im Schnitzen von Heiligenbildern. Unter ihnen leben auch die begeistertsten Mystiker des heiligen Berges, die Anhänger des sog. Hesychasmus, jener eigentümlichen Lehre, nach der der Glanz der Verklärung Christi, das ewige, ungeschaffene göttliche Licht wie einst auf dem Tabor so auch auf dem Athos erschienen sei und bei angestrengtem Betrachten der eigenen Brust- und Nabelgegend von der alles irdische abstreifenden reinen Seele geschaut werden kann.

Die Geschichte der Athosklöster reicht rückwärts bis ins Jahr 963. Vor dieser Zeit bevölkerten das Gebirgsland nur Eremiten und Anachoreten alten Schlages, welche in den Schluchten und Wäldern ein freies Leben, einzeln oder zu kleinen Familien vereinigt, führten. Der Klosterstaat des Athos ward dann gegen Ende des ersten Jahrtausends von einer starken Mönchspersönlichkeit, dem Griechen Athanasios, geschaffen. Dieser unternahm die Errichtung des ersten Klostergebäudes mit dem Betrieb der Askese, des Kultus und der Arbeit in straff organisierter und disziplinierter Brüderschaft. Nach vielfachen Kämpfen mit den Vertretern

des Althergebrachten gab Athanasios seinem rasch aufblühenden Klosterlande, in welchem in schneller Folge durch Schenkungen und Privilegien große Bauten emporwuchsen, die erste Regel. Nach dieser wurde Weibern und Kindern der heilige Berg verschlossen, und die Einsiedler und Kallioten wurden Hörige der großen Abteien. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts errichteten Griechen und Russen, Bulgaren und Serben die verschiedensten großartigen Klosterbauten. Im 14. Jahrhundert erfolgte auch die jetzt so bedeutsame Umformung der Klosterregel, die das „Leben nach eigner Weise" einzelnen Abteien gestattete. Besonders interessant ist aus der Geschichte der Athosklöster das Auftreten des Eugenius Bulgari. Dieser hochgelehrte Mönch gründete 1749 eine Akademie, in welcher er vor 200 aus allen Gegenden herbeigeströmten Studenten das klassische Altertum, ja sogar die Systeme der deutschen Philosophie vortrug. Die Reaktion gegen diese freiheitliche Entwicklung ließ freilich nicht lange auf sich warten. Die gänzlich ungebildete Mehrzahl der Mönche sah in der Schule ein verabscheuungswertes Unternehmen, das ihre Rechtgläubigkeit und heilige Ruhe untergraben sollte und brachte es durch häßliche Umtriebe zuwege, daß Eugenius vertrieben und die Schule durch ein Reskript des ökumenischen Patriarchen geschlossen wurde. Des öfteren versuchten noch jugendliche Athosmönche, besonders unter den Idiorrythmen, die auf der Athenischen Hochschule einen Hauch frischen Lebens verspürt, an der Hebung des geistigen Niveaus ihrer Klöster zu arbeiten, aber stets vergeblich. Ihr Eifer unterlag dem entschiedenen Widerspruche ihrer Erzieher, die wohl regelrechte Theologen aber durchaus keine Freigeister in ihren „Familien" haben wollten, oder er mußte zurückweichen vor den eifersüchtigen Verdächtigungen ihrer bildungsfeindlichen Mönchsbrüder. Aus solchen Zeiten wissenschaftlicher Bestrebungen stammt noch die reiche Bibliothek des Klosters mit ihren zwar weniger wertvollen 13 000 Manuskripten doch umso wichtigeren griechischen und slavischen Urkunden, zu denen kostbarste Kleinodien der Diplomatik und der Paläographie zählen.

Die im äußeren so friedliche Klosterrepublik bietet bei genauer Bekanntschaft ein Bild oft schwerer Kämpfe der einzelnen Nationalitäten untereinander. Es ist heutzutage eine fortschreitende Russifizierung des heiligen Berges zu beobachten, eine Gefahr, die von der Pforte richtig eingeschätzt wird. Erging doch neuerdings an die griechischen Klöster die vertrauliche Aufforderung, die Verpachtung von Kallien an Russen einzustellen. Die griechischen Mönche jammern über die Bosheit und Verworfenheit der russischen Fremdlinge. Mit diesen nordischen Bären sei der Satan ins Land eingebrochen. Vorher war der Athos eine Insel der Seligen, das Leben auf ihm ein liebliches Idyll, nun folge Skandal auf Skandal. Daß doch die allheilige Gottgebärerin sich ihrer getreuen Pfleglinge erbarme! Nur wenn die russische Gefahr durch finanzielle Beihilfe seitens Griechenlands und durch Einführung von zuverlässigen Vertrauensmännern beseitigt wird, werden spätere Geschlechter auf dem Athos das suchen dürfen, was dem Forscher vornehmlich Interesse bietet, die Denkmäler athonitischen Schaffens in ihrer unverfälschten Umgebung als ein noch gut erhaltenes Stück byzantinischen Mittelalters.

Besonders interessant sind die einzelnen Naturbilder und Menschen, die Schmidtke im zweiten Teile seines Büchleins malt. „Unerschöpflicher Reichtum an Fülle der Formen und Farben ist für die Natur auf dem heiligen Berge charakteristisch", so sagt er. „Es ist als ob sie in verschwenderischer Entfaltung ihrer Reize ihr Schönstes hier zusammengetragen, um die Weltabgeschiedenen zu trösten und schadlos zu halten, oder vielmehr als wollte sie ihren Verächtern und Vergewaltigern in berauschendem Fortissimo es in die Seele rufen: ich bin der Gottheit lebendiges Kleid! Und so entnahm sie ihrer Schatzkammer die gewaltigsten und prächtigsten Felsengebilde und ordnete sie zu einem Hochgebirgsgemälde voll überwältigender Majestät und Schönheit. Hier bettete sie weite, sanft herabgleitende Matten mit rieselnden Bächen oder ein welliges Hügelmeer ein, dort formte sie wildromantische Schluchten, über deren Stalaktitenwände Kaskaden in Diamantfeuer sprühen. Aus Nord und Süd rief sie das Pflanzenheer herbei und bedeckte die Weiten bald mit Koniferentempeln und den herrlichsten Kastanien- und Eichenwäldern, bald mit dem schmucken Teppich immergrünen Buschwerkes, und dann zauberte sie wieder einen Wundergarten hin, in dem die verschiedenartigsten Pflanzengestalten traulich beieinander stehen. Olivenbäume silberschimmern durch das frische Grün der Nußbäume, schlanke Birkenstämme durch weitästige Platanen und eine feierliche Zypressenkolonie; zur Buche gesellt sich der Mandelbaum, zum Haselstrauch die Feige, und die wilde Rose und die scharlachrote Kugel des Erdbeerbaumes glühen über dem glänzenden Lorbeer und der Myrte. Auf den Höhen und im Talgrund locken und schmeicheln und werben viel tausend Florakinder im prunkenden Feierkleide und atmen süße Wohlgerüche aus, die, von der Brise durcheinandergeweht, den Wanderer liebkosend umspielen."

Was der Verfasser weiter erzählt von den Klosterleuten und ihren Anschauungen, ihrer Frömmigkeit, ihrer Lebensweise im Einzelnen, was er schildert von diesem wohlerhaltenen Stück byzantinischen Mittelalters, geschaut mit dem klaren Auge des gebildeten Westeuropäers, das hat für uns einen ganz eigenartigen Reiz. Die Jungfrau Maria, die allerheiligste Gottgebärerin (Theotokos, Panagia) steht als Urbild der Jungfräulichkeit bei allen Mönchen in höchstem Ansehen. Sie ist Patronin des Mönchtums; ihr sind alle Klöster geweiht. Der Athos ist ihr vor allen erwähltes Land. Er ist nach Offenb. 12, 14 die einsame Stätte, wohin sie sich nach der Geburt des Messias vor dem großen Drachen geflüchtet, wo sie eine Zeit und Zeiten und eine halbe Zeit gepflegt wurde. Sie waltet daselbst noch heut mit einer Fülle von Gesichten und Wundern. Das Bergland ist zum Märchenland umgewandelt, zum Schauplatz einer Zauberoper, auf welcher die Naturgesetze außer Kraft gestellt und geheimnisvolle, überirdische Mächte wirksam erscheinen. Die Panagia hilft dem Athoniten aus aller Not und Bedrängnis. Sie füllt die Scheffel und das Maß mit Mehl und Öl. „Möchte doch die Panagia geben", ist die übliche Wunschphrase. In Verbindung mit diesem überschwänglichen Marienkult steht der strenge Ausschluß weiblicher Wesen — sogar weiblicher Tiere — vom heiligen Berge. Es ist eine Art Dogma der Athoniten, daß nie ein Weib das Gebiet der Klöster durch ihre sündige Anwesenheit entweiht habe. Allein der Panagia gehören die Herzen. Sie sorgt eifersüchtig für Fernhaltung jeder ihrer Geschlechtsgenossinnen. Allerdings — so berichtet der Erzähler weiter — sollen als Männer verkleidete Frauen auch heute noch vereinzelt in den Häusern der Kallioten leben, eine Tatsache, der freilich der rechte Mönch stets ein beharrliches „ich glaube es nicht" entgegenzusetzen pflegt.

Es ist eine sonderbare Musterkarte von Persönlichkeiten, die der Verfasser uns als Bewohner des heiligen Berges schildert. Neben dem vertierten Waldmenschen, der als Eremit instinktiv Gemeinschaft und Kultur flieht und sich nur in der Vereinzelung und im Schmutze wohl fühle, leben nicht wenige Männer, die behagliche, ja glänzende Verhältnisse aus rein religiösen Beweggründen verlassen, um im Lande der Panagia dem Ideal der östlichen Christenheit ohne Abstriche zu leben. Gelehrte und Künstler, Geistliche, Advokaten, Kaufleute, Gutsbesitzer, Handwerker, kurz alle Berufe ohne Ausnahme leben dort den Ihren fern in den Kinobien in strenger, asketischer Selbstzucht, als Idiorrythmen mit mehreren jüngeren Männern eine Familie bildend, sogar nicht ohne Besitz und nach ihrem Tode denselben an den besten und treuesten Schüler vererbend, als Dorfbewohner und Kallioten in ruhiger, ländlicher Beschäftigung, oder endlich als Eremiten in stumpfer Einsamkeit und sinnloser Selbstpeinigung mit Gott Zwiesprache haltend in stetem Genusse ewigen Lebens.

Der Verfasser erzählt, wie er im Anfang wiederholt den Versuch gemacht habe, dem orthodoxen Verständnis die

evangelische Auffassung von der Aufgabe und Freiheit eines Christenmenschen entgegenzustellen. Das war verlorene Liebesmüh. Diejenigen, die eine klarere Vorstellung von den Grundlagen ihres Glaubens besaßen, wiesen ihm sofort nach, daß er ganz willkürlich deute und bei Auslegung der Schrift die ihr an Autorität gleichstehende kirchliche Überlieferung und die Lehre der Synoden und heiligen Väter vergäße, durch welche der heilige Geist nicht minder geredet habe. Ein Priester brachte ihm nach einer solchen Unterredung die gesammelten Werke des orthodoxen Erzvaters Athanasios auf sein Zimmer. Aus ihnen sollte er „die ganze Wahrheit" lernen. Diese Mönche halten ihren Glauben für so sicher und fest gegründet, daß sie sich selbst fast niemals zu einer Untersuchung seiner Grundlagen und der gegnerischen Stellung bewogen fühlen. Sie brachten viel lieber die Rede auf Einzelheiten, auf Fragen, die in der Geschichte der Kirche eine wichtige Rolle gespielt und die Gemüter vor Jahrhunderten erregt hatten. An ihrer Auswahl und Behandlung war so recht deutlich zu merken, wie sehr man in jenen Klöstern in der Vergangenheit lebt und webt und seit Jahrhunderten nichts mehr von Belang erfahren hat. Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der ungebildeten Mönche, wenn sie bei derartigen Gesprächen erfuhren, daß mächtige Kirchen der Christenheit die Verehrung der heiligen Jungfrau durchaus ablehnen. Hier berichtet der Verfasser von einem eigenartigen Zuge in der Denkweise jener orientalischen Mönche. Ihr Urteil überschritt niemals den Ausdruck aufrichtiger Entrüstung und Trauer über die Andersgläubigen. Häufig von ihm nach dem zukünftigen Schicksal der nach ihrer Meinung abtrünnigen und verkehrten Christen gefragt, antworteten sie echt christlich bescheiden, das Urteil darüber stände allein Gott zu. Sie beteten selber für die fehlenden Brüder, daß diese in Gnaden aufgenommen werden möchten. Der Verfasser hebt diese Denkweise, diese Scheu, trotz stärksten Selbstbewußtseins über die Andersgläubigen abzusprechen und sie zu verdammen, geradezu als eine der schönsten Seiten des griechischen Katholizismus hervor, die, wie er meint, zum Teil freilich auf orientalischer Indolenz beruhe. Von diesen schlichten Männern, sagt er, seien seine Gedanken ins Abendland geschweift zur Grabkammer der spanischen Könige im Eskorial, wo einst ein gebildeter Augustinermönch ihm die Hoffnung ausgesprochen habe, daß die römische Kirche in absehbarer Zeit von Gott wieder in die Lage versetzt werde, die ohnehin der Hölle verfallenen Ketzer mit Feuer und Schwert auszurotten. Und da schämte er sich als Abendländer.

Soweit der interessante Bericht des Gelehrten. Wer ihn näher genießen will, der lese selber nach.

Die evangelische Christenheit ersehnt die Zeit, da in aller Welt die wahre Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit als des Vaters der Menschenkinder sich durchsetzt. Dies Ziel faßt besonders der ins Auge, der sich Protestant nennt, indem er eben protestiert gegen alles, was jene verheißene Zeit aufzuhalten geeignet ist. Das Gottesreich der Liebe und höheren Gerechtigkeit kommt ja nicht mit äußerlichen Geberden, also auch nicht mit Fasten und Selbstentäußerung; man wird von diesem Reich auch nicht sagen können, siehe hier oder da ist es, im Kloster oder der Welt, da wo die Panagia oder wo die Maria von Loreto verehrt wird, sondern es ist mit seiner Kraft und seinem Reichtum inwendig in denen und in der Gemeinschaft derer, die den Christus in sich erfahren und ihn darzuleben suchen in der Liebe gegen Gott und die Brüder, „in der Welt der Welt entfliehend". Freilich diese Liebe ist nicht ausschließlich unter uns zu finden — das zu behaupten wäre vermessen, — auf der ganzen Erde vielmehr, im Morgen- wie im Abendlande, in Nord und Süd vermögen sich ihre reinen Quellen zu öffnen, wo immer des Evangeliums Christi lichte Spur erscheint.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Leubus. G. Schönwald.

Wie die Seele sein soll.

Im Dulden sei die Seele still,
Und spreche fromm „wie Gott es will",
In Lieb und Freundschaft sei sie treu,
Vor allem Bösen heg sie Scheu,
Fest sei sie wo Versuchung naht,
Und froh und schnell zu guter Tat,
Voll Kraft und Mut, doch sanft und mild,
So recht des Meisters Ebenbild.
So bist du sicher, daß der Seele
Auch nie der Friede Gottes fehle.

Bruno Weiß.

Vom Büchertisch.

D. Dr. P. Kirmß, Pfarrer, Predigten in der Neuen Kirche zu Berlin, II. Band. Verlag von Georg Reimer, Berlin 1903. Preis brosch. 5 *M*, geb. 5,80 *M*.

Die christlichen Hauptfeste (Moderne Predigtbibliothek II. Serie, 3 Heft). Verlegt bei Richard Wöpke, Leipzig 1903. Preis 1,20 *M*.

Als vor fünf Jahren Paul Kirmß einen Band Predigten herausgab, haben alle Freunde einer modernen Christentumsverkündigung es freudig begrüßt. Und wer Kirmß aus den damals veröffentlichten Predigten schätzen und lieben gelernt hat, ist ihm von Herzen dankbar für die neue Bereicherung, welche die Predigtliteratur durch seinen zweiten Band Predigten, sowie durch seinen Beitrag zur Modernen Predigtbibliothek erfahren hat. An Predigtbüchern fehlt es unserer Zeit wahrlich nicht. Manches wäre besser ungedruckt geblieben. Aber um Kirmß' Predigten wäre es schade, wenn sie keinen weiteren Kreis finden sollten, als die Zuhörer, die gewiß Freude, Genuß, Stärkung, Trost mannigfach dadurch gehabt haben. Vortrefflich spricht K. in der Osterpredigt über Maria Magdalena die Aufgabe der Kirche unserer Zeit und damit die Aufgabe eines Predigers in unserer Zeit aus. Die Menschen der heutigen Zeit brauchen „Jesum Christum, den wirklichen Jesus, nicht den, den sich die Menschen zurechtgemacht, der hoch über die Erde dahinschreitet, ohne mit den Füßen sie zu berühren, sondern den Christus, der aus den Satzungen, aus der toten Überlieferung auferstanden ist, und nun mit seiner ganzen lebensvollen Macht zu den Menschen der heutigen Zeit tritt und spricht: „Ich habe euch viel zu sagen", den Christus, der, wie er einst das lösende Wort sprach für seine Zeit, so auch den tiefsten Bedürfnissen der heutigen Menschen entgegenkommt, an ihre Seite tritt auf staubigen Arbeitsplätzen und ihnen ihre Last leicht macht, und zu den Menschen der Gegenwart in der Sprache der Gegenwart spricht." Darin liegen die Richtlinien, die K's Predigten ihrem Inhalt und ihrer Form nach bestimmen. Sie gehören in der Tat in eine im besten Sinne „moderne Predigtbibliothek". Zwar ist er sich sehr wohl der großen Schwierigkeit bewußt, die das Bemühen mit sich bringt, über ewige Dinge so zu reden, daß es an den Menschen nicht wie etwas Fremdes vorüberzieht. Denn was er über das Predigen zu Pfingsten, wo der Prediger mehr denn je „auf die Nachsicht der Gemeinde rechnen" muß, sagt, gilt ihm wohl für die Predigt überhaupt. Aber eben deshalb setzt er sein ganzes Können ein. Auf jeder Seite spürt man das Ringen des Predigers, seiner Gemeinde das Beste zu bieten, was er besitzt. Jeder Satz ist genau bedacht und durchdacht; die gewissenhafte Durcharbeitung geht bis aufs einzelne Wort. Vollendet ist die Form, die Sprache — meisterhaft die Kunst, Predigten voll wirklichen Gehaltes zu bringen. K. schließt die Schatzkammer seines reichgebildeten Geistes, seines warm empfindenden Herzens auf und holt immer wieder Schätze daraus hervor — Altes und Neues — um seine Zuhörer hinaufzuheben in die lichten Höhen der Ewigkeit und um sie doch zugleich mit beiden Füßen fest auf den Boden des Erdenlebens zu stellen. Er führt uns immer wieder durch die Natur hindurch, die ihm unerschöpflichen Stoff zu trefflichen Bildern gibt — vergl. z. B. im 2. Band der „Predigten" S. 259 —; er läßt uns durch die Geschichte hindurchwandern, um uns die Augen aufzutun, daß sie die Spuren Gottes sehen; er ist ein Meister psychologischer Beobachtung. Das menschliche Leben unserer Zeit liegt wie ein offenes Buch vor ihm, und er versteht darin zu lesen und andere zum aufmerksamen Lesen anzuleiten. Nichts steht ihm zu fern, als daß er es nicht ins Licht des göttlichen Wortes rücken und dadurch vor falscher, einseitiger, befangener Beurteilung bewahren möchte. Die Sozialdemokratie, wie die nationalen Gedenktage unseres Volkes reden ihm die Sprache Gottes. Die Stellung zu Rom, oft leider „nur ein Zeichen der Schwäche und ein Beweis dafür, daß man das Evangelium des Paulus nicht versteht", wie die Mission, auf deren Segensarbeit wiederholt mit großer Wärme hingewiesen wird, finden die gebührende Würdigung. Aber auch da, wo es sich um rein religiöse Fragen handelt, wie in den Predigten über das Vaterunser oder in den Festpredigten, zeigt sich K. durchaus auf der Höhe; ebenso warmherzig, wie weitherzig; ebenso fromm, wie frei; das alte Evangelium Jesu Christi — und doch eine Speise für den modernen Menschen, ein Wegweiser für den, der durch alles Gewühl und Gewirr des Lebens den Weg zur Stille, zur Kraft, zu Gott sucht. Bezeichnet K. es in der Predigt über „Stille Arbeit" als die Hauptaufgabe des Menschen, daß er

Menschen suche und sammle — ich bin gewiß, auch seine Predigten, denen ich viel eifrige Leser wünsche, sind imstande, Menschen zu suchen und zu sammeln. Und „das ist die edelste Arbeit" (S. 313) — auch des Predigers edelste Arbeit. H.

Dreißig Konfirmations-Gedenkblätter nach einem Aquarell von Ernst Pfannschmidt. Herausgegeben von Superintendent Richard Bürken. I. Reihe, vielfarbig: Kelchspendender Christus, ganze Figur. Ausgabe B. mit eingedrucktem Bibelspruch. Zweite Auflage. Preis 3 ℳ. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. 1904.

Die künstlerische Ausführung ist sehr fein und ansprechend, obschon der obere Teil etwas unruhig erscheint. Auch die Auswahl der Sprüche ist gut. Das Format ist groß Folio. Der Preis ist also sehr niedrig. So gewiß also diese Blätter empfohlen werden können, muß doch ein Bedenken ausgesprochen werden. Sie sind als eigentliche Konfirmationsscheine gedacht, vom Konfirmator dem Eingesegneten ausgestellt und überreicht. Ist das mit solchen Kunstblättern durchführbar für alle Konfirmanden? Zusammengefaltet aufbewahrt, verlieren sie ihren Kunstwert; es gehört zur Aufbewahrung eine Mappe oder Einrahmung. Das macht die Sache für den größten Teil der Konfirmanden kostspielig und unbequem; denn die Scheine dienen, obwohl sie keine öffentlichen Urkunden sind, doch immer noch in vielen Fällen zum Ausweis und zu Beglaubigungen mancherleiweise. Dagegen aber, daß bei großer Anzahl der Konfirmanden aus den verschiedensten Ständen einigen bessere Scheine gegeben werden, müssen wir uns entschieden erklären. Der eigentliche Konfirmationsschein muß für alle gleich sein, wie die Konfirmation selbst. Als besonderes Geschenk aber von Eltern, Pathen, Freunden, allenfalls auch bei besonders persönlichen Beziehungen vom Konfirmator, neben dem amtlichen Schein, lassen sich diese Blätter sehr wohl verwenden. Vielleicht soll auch der Titel: „Gedenkblätter" darauf hinweisen. F.

Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Dr. M. Kronenberg. Zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage. Mit einem Porträt Kants. München 1904, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Preis 4 ℳ. Geb. 4,80 ℳ.

Ein erster Teil schildert die Kantische Epoche und Kants Persönlichkeit und geistige Entwickelung in vier Kapiteln: Kants geschichtliche Stellung. Kants Lebensgang. Kants Charakter und Geistesart. Entwickelung Kants bis zur „Kritik der reinen Vernunft". Ein zweiter Teil stellt Kants philosophisches System dar in sechs Kapiteln: Erkenntnislehre. Ethik (theoretische Grundlegung). Praktische (angewandte) Ethik. Religionsphilosophie. Philosophie des Zwecks. Fortwirkung der Kantischen Philosophie bis zur Gegenwart.

Eine eingehende Beurteilung dieser Kant-Darstellung wird hier niemand erwarten; eine Besprechung der Kantischen Philosophie selbst erst recht nicht; am wenigsten wäre mit einigen hingeworfenen Bemerkungen erreicht. Es sei nur besonders auf den ersten Teil hingewiesen, der uns eine sehr tüchtige Vorbereitung für eine ernste Beschäftigung mit dem zweiten zu sein scheint, namentlich auch das Lebensbild des großen Philosophen möglichst plastisch darbietet, was bei der äußeren Schlichtheit seiner Erscheinung und Einfachheit seines Lebensganges nicht leicht ist. Vor allem muß anerkannt werden, daß der Verfasser nicht in den Fehler so mancher Biographen verfallen ist, zu sagen: Hier ist mein Held, das hat er geleistet, und damit ist nun alles gelöst und alles vollendet. Zwar heißt es (S. 31): „So führen alle diese Bestrebungen auf ein gemeinschaftliches Ziel hin, welches in der Philosophie Kants erreicht wurde. Hier war das Wort der Lösung für die Rätsel der Zeit gekommen", aber eben für die Rätsel der Zeit; Kant „vollendet das vielhundertjährige Werk der Aufklärung dadurch, daß er sie aufklärt über sich selbst", aber das bedeutet, daß er ihr „zugleich eine neue Richtung" gibt, sodaß also die Philosophie auch nach ihm nicht zu feiern braucht. Bezeichnet „der Name Kant einen Wendepunkt nicht bloß der Philosophie, sondern aller Kulturentwickelung", weil sein Träger „von neuem und zum ersten Male wieder im Menschen den Mittelpunkt des Seins und Erkennens" sieht, den die Scholastik in Gott, die neuere Philosophie vor Kant in der Natur gehabt hatte, so bleiben doch diese drei, Gott, Welt, Mensch, nach dem Verfasser „Polbegriffe alles Denkens" und „bezeichnen auch die letzten Grundrichtungen, nach welchen alles Leben gravitiert". Es wird also immer von neuem sich darum handeln, allen dreien gerecht zu werden. Eins aber sei zu dem vorliegenden Buch noch bemerkt. Lessing sagt einmal, „wer sein Nachdenken nicht mit Wortgrübelei anfängt, der kommt, wenig gesagt, nie damit zu Ende". Bei der Behandlung von den großen Fragen nach Dogma, Mythologie, Philosophie, Wissen, Glauben, Religion und Vernunft u. a. wäre ein wenig „Wortgrübelei" allerwegen sehr erwünscht. Man muß auch bei unserem Verfasser sehr genau zusehen, was unter Gefühl, Gemüt, Empfindung, Glauben, Vernunft, Religion da und dort gemeint sei, und wir fürchten, daß manchmal diese Ausdrücke jetzt in verschiedenem Sinne, dann wieder für identisch gesetzt werden. Doch das ist, wie gesagt, eine fast allgemeine Kalamität. M. F.

Grundproblem der Religionsphilosophie. Acht Vorträge von D. Dr. A. Dorner. Berlin 1903, C. A. Schwetschke und Sohn.

Diese Vorträge sind neben dem in Nr. 50 v. J. von uns besprochenen „Grundriß der Religionsphilosophie" desselben Verfassers sehr willkommen. Sie sind weniger streng wissenschaftlich gehalten (die Metaphysik der Religion ist nicht behandelt) und es ist dem Verfasser vortrefflich gelungen, die große Fülle des Stoffes unterzubringen, ohne daß die Darstellung irgendwo nur skizzenhaft würde. 1 und 2 behandeln „die verschiedenen Methoden der Religionsphilosophie und die verschiedenen Ansichten über das Wesen der Religion", 3 das Wesen der Religion, 4 Religion und Religionen, die Entwickelung der Religion, 5, 6 und 7 den subjektiven Glauben und seine spezifischen Äußerungen: Opfer, Gelübde und Mantik, Offenbarungen, Gebete usw., rel. Kunst — Lehre — Dogma — freies Erkennen —, rel. Ethik und Gemeinschaft, 8 die Religion im Verhältnis zur weltlichen Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst. So wird das Werk solchen, die an jenes größere und gewichtigere nicht herangehen, dienen, indem es sie doch vollständig über die Religionsfrage, wie sie gerade unsere Zeit bewegt, orientiert, aber es wird hoffentlich gerade dadurch auch Veranlassung für weitergehende Beschäftigung mit diesen Dingen werden, indem es die Denkenden zum Weiterfragen drängt; und nicht minder wird es den Kennern des „Grundrisses" willkommen sein, denn es enthält nicht nur manche Erweiterungen, sondern es hilft auch dazu, durch übersichtliche und strenge Zusammenfassung den weiteren und größeren Inhalt sicherer zu besitzen und leichter zu vergegenwärtigen. Es sei z. B. erwähnt die vortreffliche Übersicht über verschiedene Betrachtungsweisen der Religion in der Gegenwart und über die Methode der religionsphilosophischen Forschung im ersten und zweiten Vortrage von Seite 5 an.

Die besondere Bedeutung der Dorner'schen Arbeiten für die unserer Zeit so überaus notwendige Einsicht in die Unentbehrlichkeit der Erkenntnis-Gewißheit über die religiösen Dinge und in der Frömmigkeit selbst, dürfte bekannt sein; ich will aber bei dieser Gelegenheit noch einmal darauf hinweisen. Die „Vorträge" sind auch in dieser Hinsicht besonders wertvoll. M. F.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

1. D. H. Bassermann, Prof. d. Theol.: Über Reform des Abendmahls. Briefe an einen Laien. Tübingen u. Leipzig. Verl. v. J. C. B. Mohr (P. Siebeck), 1904. 1,40 ℳ.
2. Prof. D. Seeberg: Luther und Luthertum in der neuesten katholischen Beleuchtung. Leipzig, A. Deichertsche Verl.-Buchhdlg. Nachf. (Georg Böhme). 60 ₰.
3. D. Julius Kaftan, o. Pr. d. Th. a. d. Univ. Berlin: Was die Rechtgläubigkeit in der evangelischen Kirche bedeutet. Vortrag. Berlin, Georg Nauck (Fritz Ruhe), 1904.
4. Otto Pfleiderer: Herder. Rede zur Gedenkfeier im Rathaus zu Berlin am 16. Dez. 1903. Berlin, Georg Reimer, 1904. 50 ₰.
5. Dr. Ludwig Keller, Geh. Archiv-Rat in Berlin-Charlottenburg: Johann Gottfried Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Maurerbundes. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. XII. Jahrg. 1. Stück.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. 1,50 ℳ.
6. Rudolf Vrba: Österreichs — Bedränger — Die Los-von-Rom-Bewegung. Studien über politische, religiöse und soziale Zustände der Gegenwart. Prag 1903. In Kommission: Fr. Rionac, Buchhandlung. 10 ℳ.
7. Dr. Heinrich Romundt: Kant's „Widerlegung des Idealismus". Ein Lebenszeichen der Vernunftkritik zu ihres Urhebers hundertjährigem Todestage, den 12. Februar 1904. Gotha, E. F. Thienemann. 50 ₰.
8. Th. Schneider, Oberlehrer: Michael Servet. Ein Vortrag, gehalten am 28. Oktober 1903, zum 350jährigen Gedächtnis seiner Verbrennung. Wiesbaden, Verlag v. Moritz u. Münzel, 1904. 70 ₰.
9. A. Louisenion: Präliminarien zum Frieden zwischen Wissenschaft und Glauben. Vorschläge eines alten Schäfers, der in Gottes freier Natur beide liebgewonnen hat. Breslau, Maruschke u. Berendt, 1904. 1 ℳ.
10. H. Weinel: Die Gleichnisse Jesu. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 46. Bändchen. G. Teubner, Leipzig.
11. H. Böhmer-Romundt: Die Jesuiten. Wie oben. 49. Bändchen.
12. F. Giesebrecht: Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Wie oben. 52. Bändchen.
13. Dr. Gustav Krüger, o. Prf. d. Th. a. d. Un. Gießen: Kritik u. Überlieferung auf dem Gebiete der Erforschung des Urchristentums. Zweiter um ein Nachwort vermehrter Abdruck. Gießen, J. Ricker'sche Verl.-Buchhdlg. (Alfred Töpelmann), 1904. 60 ₰.
14. H. Post: Reform des protestantischen Kirchengemeindegesanges in Deutschland. Berlin u. Leipzig, Schuster u. Löffler.
15. Ad. Harnack: Rede bei der Begräbnisfeier Theodor Mommsens 5. 11. 03 in der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche. Leipzig, J. C. Hinrich, 1903.
16. D. Gerhard Göbel: Leben aus dem Glauben. Predigten. Halle a. S., R. Mühlmann (M. Grosse), 1904. 3 ℳ.
17. Leonhard Rogaz: Du sollst. Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung. Neue Pfade. 7. Freiburg i. B. u. Leipzig, Paul Wätzel, 1904,
18. G. Lenk, Pastor i. Wendishain (Leisnig): Wer war Jesus? Christliche Universalbibliothek 9—14. Leipzig, Christoph Steffen, 1903. 1,80 ℳ.
19. Dr. F. Ziller, Prof. a. Ratsgymnasium in Osnabrück: Die biblischen Wunder in ihrer Beziehung zu den biblischen Welt- und Gottesvorstellungen. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1904. 80 ₰.
20. Oskar Peister, Dr. phil., Pfarrer z. Zürich: Die Willensfreiheit. Eine kritisch-systematische Untersuchung. Berlin, Georg Reimer, 1903. 6 ℳ.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 8.

Bremen
Berlin.

20. Februar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Berliner Brief. — Aus dem Großherzogtum Hessen. Die Berufung Ecks nach Gießen. — Aus der Pfalz. Jahresrückblick I. — Aus der Schweiz. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Berliner Brief.

Die Fortschritte der Liberalen, die bei den Kirchenwahlen sich zeigten, haben diese nicht säumig gemacht in der Arbeit. Die in die Körperschaften neueingetretenen Liberalen sind in die Verwaltungsarbeit und Gemeindepflege eingetreten, überhaupt existiert die Unfähigkeit des Liberalismus zur Mitarbeit am kirchlichen Leben wohl noch in positiven Wahlaufrufen und in den Spalten einiger Blätter, sie nimmt sich dort ganz gut aus und ist wohl geeignet, die Gemüter harmloser Reichsbotenleser unter den Pastoren in der Provinz zu beunruhigen oder zu erbauen, wird aber von denen, die in der kirchlichen Arbeit Berlins oder anderer großer Städte stehen, kaum irgendwo noch ernst genommen. Die Liberalen sind meist nüchterner und ruhiger, der geistlichen Vielgeschäftigkeit und Projektmacherei in der sogenannten Reichsgottesarbeit stehen sie skeptischer gegenüber, als ihre orthodoxen Kollegen in den Körperschaften, aber wir haben doch recht fleißige und eifrige liberale Gemeindekirchenräte in Berlin, die es nach der Theorie positiver Wahlaufrufe einfach nicht geben dürfte.

Die Vorbereitung des Protestantentages im Herbst dieses Jahres in Berlin beschäftigt die Versammlungen der Parochialvereine und Parteiorganisationen. Wie wir hören, werden Professor D. Dorner-Königsberg und Pfarrer D. Sulze-Dresden die Hauptreferate halten. Der erste wird nach vorläufiger Fassung des Themas sprechen über: Die Pflicht der protestantischen Theologie und Kirche der Gemeinde zur Klarheit über ihren Glauben zu helfen. D. Sulze hat sein Thema so gestellt: Nur durch die Überwindung des Katholizismus beider Kirchen ist die wachsende Macht des Atheismus zu brechen. In Einzelkonferenzen soll die Stellung des Protestantenvereins zu anderen kirchlichen Gruppen und das Thema: Kirche und Sozialdemokratie behandelt werden. — So will und wird der kirchliche Liberalismus unbeirrt durch Angriffe von nah und fern weiterarbeiten für Kirche und Volk.

Zur Arbeit haben sich auch 24 liberale Pastoren unter der Führung der Prediger: D. Max Fischer (St. Markus), D. Paul Kirmß (Neue Kirche) und lic. Neveling (St. Paul) zusammengeschlossen zu einer Berliner liberalen Pastoralkonferenz. Weder Parteirücksichten noch örtliche Grenzen schließen die Teilnahme an dieser Konferenz aus, die dreimal im Jahr, zu Ostern um ein praktisches Thema, im Oktober zu einem Bericht über neueste Erscheinungen auf dem Gebiet der Theologie, zu Neujahr um ein wissenschaftliches Thema sich sammeln will. Die erste Tagung in der vierten Aprilwoche behandelt auf grund von Referat und Thesen des Predigers D. Kirms „Die Predigtvorbereitung". Anmeldungen nehmen jederzeit die Herren Leiter der Konferenz entgegen. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich, Gäste aber nach Einführung herzlich willkommen. —

Kürzlich war in einer hiesigen Zeitung auf eine Anzahl Stellen hingewiesen, die vermutlich mit liberalen Geistlichen besetzt würden, natürlich nicht zu liberaler Agitation, sondern zu ernster Arbeit im freien Sinn des Evangeliums im Dienst der Gemeinde, mit entschlossenem und durchsichtigem Auftreten in kirchlichen Fragen. Dabei fielen uns Worte eines älteren Berliner Geistlichen ein, die er einmal zu uns sagte: Die Kollegen in der Provinz beneiden uns oft um unsere Wirksamkeit hier, mitten im reichen Verkehr der Großstadt, die an Bildungsmitteln und geistigen Anregungen so viel bietet. Ein Kollege aus der Provinz sieht und hört in acht Tagen hier mehr und mit mehr Genuß als ich in acht Jahren zu sehen bekommen habe. Zweimal ins Theater, alle zwei Jahre einmal flüchtig durch die Kunstausstellung, kaum je, höchstens mit einem Gast, in die Museen. Wo soll bei all' den Vereinen, Konferenzen, Sitzungen und bei der, weil am Tage unmöglichen, auf den Abend verschobenen wissenschaftlichen Arbeit und Predigtvorbereitung Zeit herkommen für Konzerte und interessante Vorträge. Wir leben von den Berichten, wie die Freunde in der Provinz. Und die Geselligkeit! durch stundenlange Hin- und Heimfahrt erkauft, abgetrieben und müde von der Tagesarbeit genossen, oft ist sie mehr Mühsal als Freude. Über die Finanzen aber könnte eine Berliner Pfarrersfrau vielleicht ebenso interessant — und — bitter schreiben, wie die Frau Kollega vom Lande in Nr. 3. Nein, nur wer arbeiten will, schwer, unermüdlich, rücksichtslos gegen sich und die Seinigen, der mag nach Berlin kommen, der findet freilich auch hier reiche und frohe Wirksamkeit, den können wir hier brauchen, — sonst ist er uns herzlich willkommen als Gast, und bringt als solcher uns frohe Abwechslung und — oft den Wunsch: „Hättest Du's mit übersichtlicher Arbeit auch so gut, wie er!" Und wie der Sprecher recht hatte für Berlin, so wird's auch gelten für die andern großen Städte. — An der Kaiser Wilhelms Gedächtniskirche ist unser Mitarbeiter Pfarrer Graue, bisher an der Lutherkirche, ohne die üblichen törichten Proteste, erfreulich rasch bestätigt und eingeführt worden. Hoffentlich gehts ebenso rasch mit der Bestätigung unseres Gesinnungsgenossen, Pfarrer Alberti, der in der Dankeskirchengemeinde zum ersten Geistlichen gewählt worden ist. — Einen treuen, wackeren Streiter für freiheitliche Entwickelung in Staat und Kirche haben wir in unserm Freunde Pfarrer Neßler von der französischen Gemeinde zu Grabe getragen. In seiner Jugend Tagen französischer Offizier, ist er, der Elsässer, ein rechter, deutscher Pfarrer geworden, dem doch die Liebe für Frankreichs Volk nicht verloren gegangen war. Hochgeschätzt und geliebt in seiner Gemeinde ist er vielen ein treuer und werter Freund gewesen. — Längst nicht zur Freude aller Orthodoxen ist der Hofprediger a. D. Stöcker wieder in der positiven Union zur Geltung gekommen. Die blasse Furcht vor der „roten Gefahr" ließ ihn aus der Versenkung, aus der er nur selten noch und persönlich auftauchte, wieder hervorkommen. Ihm ist die „Kirchliche Wochenschrift" ein positives Blatt mit eigenen Gedanken und ernster geistiger Arbeit zum Opfer gebracht worden, man begnügt sich mit der geringere Ansprüche stellenden „Reformation", die eben

in ihrer neuesten Nummer meldet, daß der Herausgeber jener genannten Wochenschrift, Pastor Lasson, auch aus dem Vorstande der positiven Union ausgeschieden ist. Stöckers Stadtmissionen und seine kirchlich-soziale Konferenz, wie den Gründungen des Pastors lic. Weber, München-Gladbach, werden auch die Sammlungen zugute kommen, die von der Mehrheit der Mitglieder der Generalsynode in einem Aufruf empfohlen werden. Beide, Stöcker und Weber, haben sich zur Begründung einer Auskunftsstelle für das evangelische Deutschland zusammengetan als einem Mittelpunkt der neuen antisozialdemokratischen — und nach einer Rede Stöckers im Verein Deutscher Studenten — antiliberalen Aktion der Orthodoxie. Der Evangelische Bund und der Evangelisch-soziale Kongreß haben den Beitritt abgelehnt. Jene Gründung erscheint wie ein Spiel von Kindern mitten im ernsten Ringen der Zeit. — Die Bewegung für Einführung des Einzelkelches statt des gemeinsamen Kelches beim Abendmahl, der wir durch Aufsätze im „Protestant" und „Protestantenblatt" immer das Wort geredet haben, hat eine Versammlung in der Nicolaigemeinde beschäftigt. Der Generalsuperintendent von Berlin D. Faber hat persönlich erklärt, daß er gegen den Einzelkelch nichts einzuwenden habe. Da die „Kreuzzeitung" diese Nachricht ohne Kommentar gebracht hat und in durchaus positiven Kirchen und Gemeinden (Schweden, Dänemark, Brüdergemeinden in Amerika, Straßburg) diese Einrichtung besteht bezw. angestrebt wird, so ist zu hoffen, daß ohne kirchenpolitische Erörterungen, die natürlich die „Allg. evang.-luth. Kirchen-Ztg." nicht verhalten kann, diese wünschenswerte Änderung im kirchlichen Brauch allmählich sich einführt.

Aus dem Großherzogtum Hessen.

Die Berufung Ecks nach Gießen.

Die liberale Partei unserer Landeskirche hat einen Sieg zu verzeichnen. Der Darmstädter Stadtpfarrer Lic. Eck, den eine Deputation hessischer Theologen aus den Kreisen der sogenannten Frankfurter Konferenz dem Großherzog auf dessen Frage nach einem geeigneten Nachfolger des nach Göttingen berufenen Dogmatikers Geh. Kirchenrat D Kattenbusch in Gießen vorgeschlagen hatte, ist nunmehr vom Landesherrn ernannt worden. Damit sind die Wünsche weiter Kreise unseres Landes in durchaus befriedigender Weise erledigt worden. Lic. Eck ist ohne Zweifel ein ganzer Mann; das müssen auch die Gegner dieses modernen Theologen anerkennen. Sie müssen es, weil sie das unerschrockene Vorgehen dieses Vorkämpfers für Recht und Wahrheit und für Gewissensfreiheit im Kampf der Landessynoden persönlich erfahren haben. Daher allerdings auch ihr Widerstand gegen diese Kandidatur. Eck ist durchaus moderner Theologe, einigen Leuten im Oberkonsistorium allerdings zu modern. Eine maßgebende Persönlichkeit dieser Behörde soll sein Urteil über Eck dahin zusammengefaßt haben, er verstehe Eck nicht. Freilich sollte sich aus dieser Äußerung unseres Erachtens die Folgerung ziehen lassen, daß es das Bestreben der Behörde sein muß, nur solche Leute künftighin in das Kirchenregiment zu berufen, die auch dem Gedankenflug eines modernen Theologen zu folgen im stande sind. Von seiner hervorragenden wissenschaftlichen Tüchtigkeit hat Eck schon gar oft und ebensoviel Beweise gegeben wie von der außergewöhnlichen Kraft seiner großen Persönlichkeit. Kein Wunder, daß die Fakultät der hessischen Landesuniversität ihn an erster Stelle der eingereichten Kandidatenliste präsentierte. Selbstverständlich war Eck der orthodoxen Partei nicht willkommen, eigentümlich aber war ihre Kampfesweise; daß einer ihrer Führer gedroht haben soll, falls Eck die Professur erhalten werde, wolle er seine Bauern gegen die Landesuniversität „mobil" machen, ist ein Schlag in das Wasser. Die Zahl der Gemeinden, die in einem solchen Falle den Bannerherren folgen, dürfte nicht sehr groß sein. Und was sollte es nützen? In Wirklichkeit suchte man auch Bundesgenossen in ganz andern Kreisen. In Oberhessen liegt eine Standesherrschaft, deren Inhaber mit dem Landesherrn in verwandtschaftlichen Beziehungen stehen. Der jetzt dort „regierende Fürst" ließ sich gewinnen. Freilich vergaß er diesmal die Tradition seiner Vorgänger. Er weiß nichts mehr davon, daß in den siebziger Jahren sein Großoheim sogar persönlich gerne mit den Ketzern der Gießener Fakultät verkehrte, daß nicht nur Harnack und Stade, ja, daß selbst der „schreckliche Ritschl" oft in dessen Haus aus- und eingingen. Er weiß ferner nichts mehr davon, daß sein Ahn sogar selbst Mitarbeiter an den doch gerade nicht orthodoxen Jahrbüchern für protestantische Theologie war. Das alles vergaß der Standesherr und versuchte beim Großherzog gegen die Kandidatur Eck zu wirken. Freilich umsonst, wenn er auch Helfer im Oberkonsistorium fand. Der Präsident dieser Behörde, sowie der Prälat der Landeskirche nebst dem einen juristischen Konsistorialrat, sprachen sich gleichfalls gegen Eck aus, an dessen Stelle sie für einen jungen Privatdozenten derselben liberalen Richtung aus Berlin stimmten. Daß diese drei Verbündeten wirklich absolut die liberale Richtung in Gießen erhalten wissen wollten, glauben wir kaum; dem einen oder andern wäre sicherlich ein orthodoxer Kandidat lieber gewesen; aber diese Aussicht war von vornherein verschlossen. So sollte wenigstens Eck von dem Posten eines Universitätslehrers fern gehalten werden. Wie erbittert die Stimmung in gewissen Kreisen unseres Landes ist, davon zeugt ein Artikel der „Frankfurter Zeitung", die uns Liberale freilich unter Umständen gerade so gerne angreift, als sie jetzt uns nach der Schlacht in ihrer Weise zu Hülfe kommen will. Sie schreibt u. a.: „Ein Wechsel in der Leitung des Oberkonsistoriums wird nun unvermeidlich sein. Die letzten Jahre haben eine solche Masse offenkundiger und beschämender Niederlagen des Kirchenregiments gebracht (Leichenverbrennung, Totenfest, Fall Schöler, Fall Eck), daß man es versteht, wenn die Leitung geschickteren Händen übertragen wird. Daneben darf auch die Stellung des höchsten Geistlichen als schwer erschüttert angesehen werden. Bei allen Niederlagen hat er auf Seiten des Präsidenten gestanden und zudem erschwert ihm ein Gehörleiden in steigendem Maße die Wahrnehmung seiner Pflichten. So darf man wohl hoffen, daß jetzt endlich eine Ära zu Grabe getragen wird, die zu den unerfreulichsten in der hessischen Kirchengeschichte gehört und daß eine Zeit kommt, in der man sich der Eigenart der Landeskirche wieder mehr bewußt wird. Daß diese Hoffnung der „Frankfurter Zeitung" in Erfüllung geht, glauben wir freilich ebensowenig, als daß die „Frankfurter Zeitung" aus wirklichem Interesse an der hessischen Landeskirche ihren Artikel gebracht habe; es war offenbar bloß ihre bekannte Freude, sich an einer hessischen und diesmal kirchlichen Behörde etwas reiben zu können. — Zu Nachfolgern Ecks sind dem Vernehmen nach, nachdem zwei Darmstädter Theologen im Schulamt die von einer Mehrheit des Kirchenvorstandes ihnen nahegelegte Bewerbung um die frei werdende Stelle abgelehnt haben, ein rheinhessischer und ein oberhessischer Pfarrer ins Auge gefaßt worden. Wohl hofft die orthodoxe Partei, man werde diesmal „die Gerechtigkeit" walten lassen und einen Mann ihrer Richtung wählen, aber dazu dürfte der Kirchenvorstand der Stadtgemeinde wohl kaum zu haben sein, und gegen dessen Willen einen Geistlichen zu ernennen, wird das Oberkonsistorium wohl kaum unternehmen.

Aus der Pfalz.

Jahresrückblick I.

Verleumdungen des Protestantenvereins.

Das vergangene Jahr war für unsere pfälzische protestantische Kirche ein recht bedeutungsreiches und bewegtes Jahr. Die verschiedenartigsten Berichte über die Ereignisse

desselben sind in die größere Öffentlichkeit gedrungen. Sie entsprachen nicht immer der Wirklichkeit. Denn sie kamen von einer Seite, welche der zurzeit tonangebenden Richtung in unserer pfälzischen Kirche, der des Protestantenvereins, nicht freundlich gesinnt ist oder den eigenen Einfluß in dieser Richtung mit Unbehagen vermißt. Darum soll hier das vergangene Jahr mit seinen kirchlichen Ereignissen auch einmal in einer andern Beleuchtung vorüberziehen.

Zunächst muß von einer Tatsache berichtet werden, die aus früheren Jahren stammt, aber mit Vorliebe jetzt noch benutzt wird, um den Protestantenverein der Intoleranz zu bezichtigen und damit ihn in Mißkredit zu bringen. Leider haben pfälzische Geistliche, die einen Unterschied zwischen liberal und liberal künstlich konstruiert haben, sich zum Sprachrohr orthodoxer Mythologie hergegeben. Es handelt sich um den Kampf der geordneten kirchlichen Organe gegen — nicht die innere Mission, wie behauptet wird, sondern die Agenten des in der Pfalz bestehenden Vereins für innere Mission, die in den Gemeinden sich einnisten, neben den kirchlichen Gottesdiensten Versammlungen abhalten und bei den Gemeindegliedern die Ansicht erwecken und stärken, daß es besser sei, in diese Versammlungen zu gehen als in die Kirche. Mit Vorliebe geschieht solches in Gemeinden, die von liberalen Pfarrern bedient werden. Das Ganze läuft auf einen planvollen Kampf gegen den religiösen Liberalismus hinaus, der bei uns im Protestantenverein verkörpert ist. In zwei Generalsynoden kam die Sache zur Sprache. Es wurde da nicht bloß von liberalen Geistlichen über das Unwesen der Agenten geklagt, sondern auch von hervorragenden orthodoxen Kirchenmännern ihnen beigestimmt. Freilich traten diese, durch ihre Parteizugehörigkeit gebunden, dem von der geschlossenen Linken herbeigeführten Beschluß nicht bei, wonach das Kirchenregiment ersucht wurde, auf die an der Spitze des Vereins für innere Mission stehenden Geistlichen einzuwirken, daß dem Unwesen der Agenten gesteuert würde. Daß diese Agenten ein Unwesen treiben, wurde, sicherem Vernehmen nach, erst kürzlich in einer pfälzischen Stadt von zwei orthodoxen Pfarrern auf öffentlicher Kanzel in einem Protest an die Gemeinde beklagt. Mit seinem Vorgehen hat der Protestantenverein nicht, wie der jetzt umgehende orthodoxe Mythus behauptet, nach dem Polizeistock gerufen, sondern er hat lediglich den Finger darauf gelegt, daß es sich mit dem geistlichen Amt nicht vertrage, die Hand zu einem Unternehmen zu bieten, das im letzten Grund die bestehende Kirche unterminiere. Wollten die betreffenden Geistlichen, ihrer Überzeugung entsprechend auch fernerhin diesen Betrieb der inneren Mission mit ihrem Namen decken, so sei ihnen zu bedeuten, daß sie dann am besten ihr Amt niederlegten und sich ganz in den Dienst der inneren Mission stellten. Also nicht gegen die innere Mission war der Antrag des Protestantenvereins gerichtet, sondern gegen die Pfarrer, unter deren Leitung der Verein für innere Mission seine Agenten in die Gemeinden schickt. Die orthodoxen Geistlichen schreien bei uns über Unkollegialität, wenn ein liberaler Pfarrer einmal in Sachen des Protestantenvereins in ihren Gemeinden Verbindungen anzuknüpfen sucht, und bringen die Sache der vorgesetzten Kirchenbehörde zur Kenntnis. Wenn aber der Protestantenverein den Bestand der Kirche zu wahren sucht gegen Maulwurfsarbeit und die Maulwürfe dabei gar nicht angreift, sondern lediglich die, welche sie schicken, so nennt man das Intoleranz. An wen erinnert diese Methode? — Besonders eifrig wird der Fall Dürkheim ausgeschlachtet (vergl. Die Reformation, Gott, S. 31). Dort wurde den Agenten vom Presbyterium untersagt, Versammlungen zu halten, weil sich herausstellte, daß in diesen Versammlungen die drei liberalen Pfarrer des Unglaubens, der Faulheit und ähnlicher lieblicher Dinge beschuldigt wurden, was ganz gewiß nicht dazu angetan war, das Vertrauen der Gemeinde zu ihren berufenen Geistlichen zu befestigen. Das Presbyterium war zu solchem Vorgehen gesetzlich berechtigt. Als die Agenten trotz dem Verbote nicht wichen, gab das Presbyterium die Sache an das Bezirksamt, das auf Grund des Gesetzes die Urheber der Versammlungen mit einer Geldstrafe belegte. Der Verein für innere Mission, der von amtierenden Geistlichen geleitet ist, schlug den Beschwerdeweg ein, wurde aber überall zurückgewiesen. In den letzten Tagen erfolgte die Entscheidung der letzten Instanz, des Verwaltungsgerichtshofes in München, die ebenfalls zu Ungunsten der Stundenleute ausfiel. Das Vorgehen des Dürkheimer Presbyteriums ist aber von den meisten Liberalen nicht gebilligt worden, ein Beweis dafür, wie ungerechtfertigt es ist, den Protestantenverein für dieses Anrufen der Staatsgewalt verantwortlich zu machen. Aber was hat es für eine Wirkung, den Leuten von dem Presbyterium in Dürkheim zu reden? Es ist viel nützlicher, gegen den überall verbreiteten Protestantenverein mobil zu machen, dessen Macht und Einfluß zu brechen, wie aus Aussprüchen orthodoxer Führer hervorgeht, schon lange das offene und heimliche Streben seiner kirchlichen Gegner ist. Dieses Streben ist die Mutter des Mythus von der Intoleranz des Protestantenvereins.

Aus der Schweiz.

Taubstummenpredigten. Durch sein Schriftchen „Verlassene" gab Herr Eugen Sütermeister, selbst taubstumm, den ersten Anlaß zur kirchlichen Fürsorge für seine Leidensgenossen, zunächst im Kanton Bern, wo man solche über tausend zählt, und das Neueste auf diesem Gebiet der christlichen Liebestätigkeit in der Schweiz sind die Taubstummenpredigten, Predigten, die für Taubstumme von Taubstummen, doch auch von Vollsinnigen, die sich dazu verstehen, gehalten werden. Gleich die erste hatte sich großer Teilnahme zu erfreuen. Es war die des Herrn Sütermeister in Burgdorf am 1. März vorigen Jahres. Seitdem sind bis zum Oktober 31 Predigten vor zusammen 779 Taubstummen an verschiedenen Orten des Kantons gehalten worden. Es ergibt dies im Durchschnitt 25 Andächtige für die einzelne Predigt, eine Zahl, die so ziemlich das Wünsch- und Erreichbare in dieser Sache darstellt, da eine größere Taubstummengemeinde nicht leicht die Worte mit den Augen vom Munde des Predigers ablesen könnte. Auch die Vollsinnigen wünschen ihren Prediger zu sehen; die Taubstummen aber müssen ihn sehen, weil er sich ihnen anders nicht verständlich machen kann. Man wählt deshalb auch für ihren Gottesdienst lieber ein recht helles Schulzimmer, als die meist minder helle Kirche, und ist darauf bedacht, daß der Prediger in voller Beleuchtung stehe.

Ort und Zeit des Taubstummengottesdienstes werden durch die benachbarten Pfarrämter bekannt gegeben; an reger Teilnahme hat es seither keinem gefehlt. Recht praktisch sorgen die Schweizer auch für die leibliche Pflege ihrer taubstummen Kirchgänger, insofern diese, nach dem Gottesdienst, mit „Kaffee, Käse und Brod" bewirtet werden. Ein Freund derselben sucht dies damit zu rechtfertigen, daß die Leute oft drei bis vier Stunden weit herkommen und einer Stärkung für den Heimweg bedürfen. Eine verständige aber unnötige Begründung! Denn wer sollte den meist Armen, nach der geistigen Erquickung, diese bescheidene leibliche, die ihnen auch zum geselligen Verkehr untereinander verhilft, mißgönnen? Wie empfänglich sie für beides sind, erhellt aus dem naiven Wort, das ein Taubstummer auf die Einladungskarte schrieb: „Wir danken dem lieben Herrn Jesu vielmal für Predigt und Kaffeetrinken." Dankbar aber, wird uns versichert, sind die Taubstummen allesamt für das ihnen gebotene, und so wird sich die christlich-humane Einrichtung, in der man eine buchstäbliche Erfüllung des Wortes Matth. 11, 5 sehen kann: „und Taube hören", in der Schweiz behaupten und wohl auch in anderen Ländern Nachahmung finden.

Sittengesetz. Der auf Aufhebung des Sittengesetzes und Wiederherstellung der öffentlichen Häuser — gestellte Antrag ist am 31. Januar von 50 000 Stimmberechtigten des Kantons Zürich, gegen 18 000, wie nun zu hoffen ist, endgültig verworfen worden.

Nachrichten.

Protestantisches.

(Berlin.) Aufruf an die evangelischen Glaubensgenossen. Die von den ultramontanen Gegnern zuerst verspottete, dann totgesagte und jetzt gefürchtete evangelische Bewegung in Österreich schreitet langsam, aber stetig fort. Seit dem Beginn der Bewegung im Jahre 1898 sind über 28,000 deutsche Katholiken Österreichs zur evangelischen Kirche übergetreten (daneben gegen 10,000 zum Altkatholizismus) und im letzten Jahre wieder ca. 4500. Vor allem ist dadurch in den evangelischen Gemeinden Österreichs neues Leben erweckt, das sich am sichtbarsten in der großen Zahl neuerbauter Kirchen und Bethäuser kundtut: seit 1898 sind nicht weniger als 66 neue evangelische Gotteshäuser (im letzten Jahre allein 17) in fast allen Teilen Österreichs erstanden. Ebenso wichtig ist aber die bessere seelsorgerliche Versorgung. Durch den vom Evangelischen Bunde eingesetzten Hauptausschuß sind nicht weniger als 87 Pfarrer und Vikare neu angestellt, welche die vielfach über weite Gebiete zerstreuten Evangelischen zu Gemeinden sammeln und erst eine regelmäßige religiöse Jugendunterweisung ermöglichen. — Auch der Berliner Hülfsausschuß, welcher mit dem unter Leitung des Superintendenten D. Meyer, Zwickau, stehenden Hauptausschuß zusammen arbeitet, hat dazu an seinem Teile beitragen können, insbesondere durch Unterhaltung zweier Vikare in Innsbruck und Hohenelbe (Nordböhmen). Von dort aus werden die Protestanten in ganz Tirol versorgt; hier wird die Bildung einer selbständigen Pfarrgemeinde für die beständig wachsende Zahl der Gemeindeglieder ein immer dringenderes Erfordernis. Im Hinblick auf diese besonderen Aufgaben und das große Arbeitsgebiet der evangelischen Kirche Österreichs, und andererseits auf die Armut der meisten dortigen Gemeinden müssen wir von neuem an die Opferwilligkeit unserer Glaubensgenossen appellieren. Soll das sichtlich gesegnete Werk nicht dem Stillstand ausgesetzt werden — und Stillstand ist hier gleichbedeutend mit Rückgang —, so müssen seitens der reichsdeutschen Protestanten jährlich gegen 200,000 *M.* aufgebracht werden, wozu unser Hülfsausschuß mindestens 8000 *M.* beisteuern soll. Wir bitten, Jahresbeiträge oder einmalige Gaben einzelner oder ganzer evangelischer Gemeinden und Vereine an das Bankhaus C. A. Engelhardt, Berlin C., An der Schleuse 13, zu senden. Anfragen oder Mitteilungen sind an Pfarrer Buller, Hermsdorf (Mark) zu richten. Der Berliner Hülfsausschuß für die evangelische Bewegung. Freiherr von Münchhausen, Kaiserl. Konsul z. D. Professor Schmidt. Buller, Pfarrer.

(Bremen.) Die Sammlung für die Speyerer Protestationskirche hat bis jetzt 7000 *M.* gebracht, ein hocherfreuliches Resultat, das Bremens Opfersinn wieder ein gutes Zeugnis ausstellt. Da der Senat 1000 *M.* für den Fall zugesagt hat, daß die Sammlung in der Stadt 9000 *M.* einbringe, bittet das Komitee um gütige weitere Gaben, auf daß die für die Kirche zu stiftende Rose in Auftrag gegeben werden kann. Auch Lübeck rüstet sich, noch eine besondere Gabe darzubringen, so daß also die Hansestädte, die zwar an der Speyerer Protestation noch nicht beteiligt waren, für die Gedächtniskirche der deutschen protestantischen Christenheit ihr Teil beigetragen haben.

Römisches.

Römische Urteile über protestantische Wissenschaft haben zumeist etwas Spaßiges, denn sie zeichnen sich in der Regel durch einen absoluten Mangel an Sachkenntnis aus. Über den Spaß geht freilich folgender Satz der „Trierischen Landeszeitung" vom 8. Januar 1904: Wohin die Arbeit der „neueren Theologie", wie z. B. die eines Harnack, Häckel, Ritschl, Delitzsch usw. führt 2c. — Wir würden die Registrierung Häckels als protestantischen Theologen für einen Witz halten können, der immerhin auf dem geistigen Niveau der Landeszeitung passabel wäre, wenn nicht die Reihenfolge Harnack, Ritschl und die Einbeziehung von Delitzsch unter die Theologen die Unwissenheit des Schreibers bekundete.

Ausland.

(Dänemark.) Nach der „Allg. Ev. Luth. Kchzt." hat sich in Dänemark eine Agitation gegen den gemeinsamen Abendmahlskelch gebildet. Dieselbe ging, wie zu erwarten war, von einem Arzte aus, und fand namentlich in Kopenhagen bei kirchlich gesinnten Leuten großen Anklang. Die oberste ärztliche Instanz Dänemarks, das Medizinalkollegium, dem die Angelegenheit unterbreitet wurde, sprach sich ohne schwächliche Rücksicht auf Kirche und Kirchensitte von hygienischem Gesichtspunkte für Abschaffung des gemeinsamen Abendmahlskelches aus. Eine kirchliche Kommission, die vom Kultusministerium zur Erörterung der Frage berufen wurde, hat ihre Arbeit noch nicht fertiggestellt. Es wird wahrscheinlich dazu kommen, daß Einzelkelche neben dem gemeinsamen Kelche eingeführt werden.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein. Friedrichwerdersches Gymnasium, Dorotheenstr. 13/14. Freitag, den 19. Februar, 8 Uhr. D. Julius Websky: Goethe und Schiller als protestantische Christen. Pfarrer Dr. Veeck-Bremen: Strauß und Hengstenberg, Revolution und Reaktion in Theologie des 19. Jahrhunderts. Eintritt frei.

Evangelischer Bund
Bremen.

Donnerstag, den 25. Februar 1904, abends 8 Uhr,
im großen Saale des Gewerbehauses

Vortrag
von Missionsinspektor Schreiber
über
Evangelische und katholische Missionspraxis.

Die Mitglieder und Freunde des Vereins werden herzlich eingeladen zahlreich zu erscheinen.

Der Vorstand.

Verkaufsstelle in Bremen:
Lucas & Kitzerow, Knochenhauerstrasse 27.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Das **Kollegium Wilhelmitanum** (Thomasstift) zu Straßburg i. E. bietet jedem deutschen Studenten der evangelischen Theologie angenehme Wohnung und gute, vollständige Pension zu einem Monatspreis von 50 *M.* Lesesaal mit großer Bibliothek im Hause. Keine besonderen Aufnahmebedingungen.

Nähere Auskunft erteilt bereitwilligst der Leiter des Studienstifts, Privatdozent Lic. Dr. **A. Schweitzer**, Thomasstaden 1, Straßburg i. E.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.